Unsere moderne Bildung.

Tübingen
Verlag von Franz Fues.

Unsere moderne Bildung

im Bunde mit der

Anarchie.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Tübingen,

Verlag und Druck von Franz Fues
(L. Fr. Fues'sche Sortiments-Buchhandlung)

1879.

Vorliegendes Schriftchen ist zum erstenmal im Jahre 1852 in die Oeffentlichkeit getreten, aber seit vielen Jahren im Buchhandel vergriffen. Die starke Nachfrage darnach hat die Verlagshandlung veranlaßt, diese für die Beurtheilung des Zeitcharakters und der Zeitereignisse in hohem Grade förderlichen Fingerzeige wiederum allgemein zugänglich zu machen.

Unter den vielen Stimmen, die sich gegenwärtig über die Schäden unserer Zeit, ihre Gründe, ihre Folgen und ihre Herleitung verlauten lassen *), dürfte die hier ausgehende als eine besonders kräftig und hell tönende zu bezeichnen sein, die uns keinen Augenblick im Zweifel darüber läßt, daß sie der Ausdruck einer edlen, sittlich religiösen Gesinnung und Weltanschauung ist. Mit welch treffendem Blick aber der Verfasser die Zeit zu betrachten und das sittlich nothwendige Verhängniß der Zeit-

*) Vgl. Die letzten Folgerungen aus den Zeitansichten und den heutigen Zuständen. Vermächtniß eines Civilisirten (Berlin, Staude 1875). Egloffstein-Arklitten, Ein Blick aus Gottes Wort auf die gegenwärtige ernste Zeit und ihre ernsten Zeichen. 1876. Stursberg, „Zunahme der Vergehen und Verbrechen und ihre Ursachen.“ 1878.

ereignisse zu erschauen verstanden hat, dies beweisen nicht blos empfehlende Erwähnungen dieses Schriftchens von Männern wie Roth (Gymnasialpädagogik) und Beck (Gedanken aus und nach der Schrift, N. F., Seite 97), sondern namentlich auch die frappirende Anwendbarkeit des im Jahre 1852 Geschriebenen auf die Zustände der Gegenwart.

Tübingen, im Dezember 1878.

Zu verbessern:

Seite	III	Zeile	10	von oben Heilung statt Herleitung.
„	8	„	16	von oben Volkssouveränität statt Volkssouveränetät.
„	75	„	4	von oben Selbständigkeit statt Selbstständigkeit.
„	109	„	17	von oben streiche „in" vor „hohen."

Inhalt.

Einleitung.

Wir haben schwere Zeiten durchlebt und wir gehen vielleicht noch schwereren entgegen. Anarchische Bewegungen haben in den letzten Jahren den Staat und die Gesittung mit Gefahren bedroht, welche wir noch kurz vorher in diesem Umfang und in dieser Nähe nicht für möglich gehalten hatten. Es ist durch diese anarchischen Bewegungen unsäglicher Jammer über Einzelne, eine tiefe Schmach über uns Alle gekommen, und die Furcht vor der Wiederkehr ähnlicher Zustände erhält auch jetzt noch Alle in einer peinlichen, fast unerträglichen Spannung. Wenn uns in jenen Zeiten der tiefsten Erniedrigung noch eine Hoffnung aufrecht hielt, so war es der Gedanke, daß die demüthigenden Erfahrungen, welche wir damals machten, uns mit Donnerstimme an jene Wahrheiten erinnern würden, welche so lange unter uns in Vergessenheit gerathen waren, und daß wir Alle wie *ein* Mann, offen unsere lange Verblendung bekennend, zu den Grundsätzen zurückkehren würden, welche allein den Staat und die Gesellschaft erhalten können. *Diese Hoffnung blieb unerfüllt.*

Ob es möglich sei, die anarchischen Grundsätze, nachdem sie einmal zu dieser Verbreitung und Stärke heran-

gewachsen sind, auch jetzt noch mit Erfolg und auf die Dauer zu bekämpfen, das mag zweifelhaft sein. Aber darüber sollte doch wohl bei vernünftigen Leuten kein Zweifel herrschen, daß es unmöglich sei, die bereits so mächtig gewordene Anarchie mit den nämlichen Mitteln zu vertilgen, unter deren Einfluß sie entstehen und aus kleinen Anfängen zur Macht gelangen konnte. Und dennoch ist im Wesentlichen nicht der geringste Unterschied zwischen dem, was jetzt an den meisten Orten geschieht, nachdem die Anarchie für einen Augenblick äußerlich zu Boden geworfen worden ist, und zwischen dem, was früher während der Dauer eines ganzen Menschenlebens bis zum Ausbruch der anarchischen Bewegungen geschehen war.

Während einer langen Reihe von Jahren hatten bei uns die Einen alles Heil von der Erweiterung politischer Rechte und Freiheiten, von einer Schwächung der Regierungsgewalt, und von der Abschaffung des historischen Rechts und des kirchlichen Glaubens erwartet. Andere dagegen suchten in der nämlichen Zeit mit der nämlichen Verblendung alles Heil in einer bloßen Verweigerung aller dieser Forderungen, in einer möglichsten Erweiterung der Macht der Regierung und in einem schroffen Festhalten an den alten Formen. Eine dritte Partei endlich wollte durch ein konstitutionelles Schaukelsystem zwischen zwei gleich verkehrten Gegensätzen eine das Gleichgewicht erhaltende Macht herstellen, und bildete sich ein, das Heil des Staates beruhe auf den Formen einer diese Gegensätze vermittelnden Verfassung. In diesem rein formalen Streit um den Umfang der Rechte der Unterthanen, um den

Umfang der Macht der Regierenden, und um die einzelnen Bestimmungen der Verfassung und der Gesetze verzehrten wir alle unsere Kraft. Und doch könnte ein Kind einsehen, daß das Alles an sich nur Nebenfragen sind, daß es überall nur auf den guten Gebrauch ankomme, welcher von den Rechten, von der Macht, von den gesetzlichen Formen gemacht wird, und daß dieser gute Gebrauch sich durch formelle Bestimmungen gar nicht erzwingen läßt.

Und auch jetzt, nachdem die Nothwendigkeit uns klar geworden ist, den äußersten Gefahren mit vereinter Kraft entgegen zu treten, können wir es trotz aller Berathungen und Vereinbarungen zu keiner Einigkeit bringen, vielmehr bleiben wir überall in den formellen Vorfragen stecken, oder wenn wir diese Schwierigkeiten einmal überwunden glauben, so taucht bei jedem Schritte, in welchem es sich um die Anwendung der vereinbarten Sätze auf einen bestimmten Fall handelt, sogleich der alte Zwiespalt wieder auf. Wenn das so fortgeht, so kann das Schicksal, welches uns durch die Anarchie bereitet werden wird, nicht zweifelhaft sein.

Unter diesen Umständen liegt wohl der Gedanke nahe genug, daß unsere Unfähigkeit, uns zu einem ernstlichen und ausreichenden Widerstande gegen die Anarchie zu vereinigen, einen tiefer liegenden Grund haben müsse, dessen Erkenntniß uns nützlich werden kann. Diesen tiefer liegenden Grund aufzufinden, ist wahrlich jetzt nicht mehr schwer, seitdem die letzten Jahre ein so grelles Licht auf unsere Zustände geworfen haben. Wer das Ziel betrachtet, auf welches uns die offenen und die verkappten

Freunde der Anarchie mit aller Gewalt hindrängen, der wird keinen Augenblick darüber in Zweifel sein können, daß die Erreichung dieses Zieles gleichbedeutend sein würde mit der Vernichtung aller staatlichen Ordnung und mit der Auflösung aller sittlichen Bande der menschlichen Gesellschaft. Wer dann weiter den leitenden Grundgedanken in's Auge faßt, von welchem die Anarchie ausgeht und aus welchem sie alle ihre Kraft schöpft, der wird, wenn ihm nicht etwa vor lauter Bildung der freie Gebrauch des gesunden Menschenverstandes abhanden gekommen ist, mit Leichtigkeit den Punkt auffinden können, auf welchen Alles ankömmt. Und wenn er dann um sich blickt und sich frägt, wie sich wohl die Einen und die Anderen zu dieser Hauptfrage verhalten, so wird sich ihm das Geheimniß schnell enträthseln, auf welchem unsere Unfähigkeit zum Widerstand gegen die Anarchie beruht.

Mit dieser Erkenntniß allein ist freilich noch nicht viel gewonnen, wenn uns die sittliche Kraft fehlt, eine neue Bahn einzuschlagen. Auch gibt es bekanntlich Fälle genug, wo den Leuten ihre Vorurtheile lieber sind, als die Wahrheit, und in solchen Fällen sind alle Vorstellungen umsonst. Wer nicht hören will, ist durch die besten Gründe nicht zu überzeugen. Aber dann übernimmt die bittere Erfahrung das Geschäft, die Leute für Vernunftgründe empfänglich zu machen. Wir haben mit solchen Erfahrungen bereits einen hübschen Anfang gemacht, und wenn dieser Anfang nicht ausreicht, so wird eine zweite und vermehrte Auflage gewiß nicht ausbleiben. Diejenigen dagegen, welche für ihre Person einer zweiten Lektion

nicht bedürfen, werden durch die klare Erkenntniß des leitenden Gedankens der Anarchie und der Mittel, mit welchen sie allein bekämpft werden kann, wenigstens das gewinnen, daß sie der Gefahr entgehen, ihre Kraft nutzlos zu vergeuden oder sogar noch Oel in's Feuer zu gießen, während sie löschen wollen.

1. Die Anarchie.

Die Anarchie führt drei schöne Worte im Schilde, über deren Sinn man sich täuschen könnte: „Freiheit, Wohlstand und Bildung für Alle", wer möchte dazu nicht Amen sagen? Indessen hat von Seiten ihrer Urheber diese Losung durch Wort und That eine authentische Interpretation erhalten, welche jeden Irrthum ausschließt und deutlich beweist, daß die Bewilligung dieser Forderungen, so wie die Anarchie dieselben versteht, nothwendig zum Umsturz jeder staatlichen Ordnung und zur Auflösung aller Bande der Gesellschaft führen müßte.

Gleich die erste Forderung der Anarchie, die Freiheit für Alle, wird von ihr durch die Forderung des allgemeinen Stimmrechts näher erläutert. Jeder ohne Unterschied der Person soll das Recht haben, sich bei der Abstimmung über öffentliche Angelegenheiten mit gleichem Gewicht seiner Stimme wie jeder Andere zu betheiligen, so daß, wenn hundert verwahrloste Gesellen für einen Antrag sind, und neun und neunzig Ehrenmänner dagegen, der Antrag angenommen ist.

In den Bereich dieser Abstimmungen kann aber alles Mögliche hereingezogen werden, Regierungsform und Besetzung der Stellen, Gesetze und einzelne Maßregeln, Re-

ligion und Erziehung, Eigenthumsrechte, persönliche Freiheit, und überhaupt Alles, was dem menschlichen Willen zugänglich ist. Es wäre überflüssig, daran zu erinnern, daß bei dem gegenwärtigen Zustande der menschlichen Gesellschaft von diesen allgemeinen Abstimmungen keine heilsamen Beschlüsse zu erwarten sind. Aber daran kann nicht oft genug erinnert werden, daß durch die Bewilligung dieser Forderung die Achtung vor dem Gesetz und vor Allem, was zu Recht besteht oder als eine Pflicht gilt, gründlich vernichtet wird, denn dieses Alles gilt da nicht mehr aus dem Grunde, weil es an sich gut und recht ist, kraft seiner höheren und selbstständigen Geltung, sondern nur als die Frucht eines zufälligen Majoritätsbeschlusses, welcher ebenso gut auch anders hätte ausfallen können, und welcher um so geringeren Werth sogar in den Augen der großen Menge hat, je deutlicher diese sich bewußt ist, wie verächtliche Elemente und Beweggründe zu diesem Beschlusse mitgewirkt haben. Zudem gelten diese Beschlüsse höchstens für einen kurzen Zeitraum von wenigen Jahren, wo dann durch entgegengesetzte Beschlüsse Alles wieder über den Haufen geworfen werden kann. In der Zwischenzeit hat dann jeder Einzelne das Recht, gegen das Beschlossene zu wühlen, es in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, die einflußreichen Personen zu verdächtigen oder durch Drohungen einzuschüchtern, das ohnehin geringe Vertrauen in den Bestand der Verhältnisse noch mehr zu erschüttern und wohl auch durch Versprechungen, welche auf die Staatskasse oder den Geldbeutel anderer Leute lauten, Stimmen für seine Plane zu werben. Redliche und besonnene Leute

werden sich unter solchen Umständen immer mehr von den öffentlichen Angelegenheiten zurückziehen und Wühlern von Profession oder ehrgeizigen Wagehälsen das Glück von Millionen Menschen Preis geben müssen. Wenn aber die Leidenschaften höher gehen, so wird die Partei, welche bei der letzten Abstimmung unterlag, gar nicht bis zur nächsten Abstimmung warten, sondern schon nach kurzer Frist eine neue Abstimmung fordern, weil das früher durch die Ränke der siegenden Partei bethörte Volk jetzt über seine wahren Interessen aufgeklärt und anderer Meinung geworden sei. Verweigert ihr die neue Abstimmung, — und man kann ja doch am Ende nicht alle paar Wochen über Alles und Jedes von Neuem abstimmen — so erklärt man euch für Volksverräther und schlägt euch auf offener Straße todt im Namen der Volkssouveränetät, die ihr selbst anerkannt habt, also von Rechtswegen.

Die zweite Forderung der Anarchie, der Wohlstand für Alle, führt mit gleicher Nothwendigkeit zur Auflösung des Staats und der Gesellschaft, denn nach dem Sinne, welchen die Anarchie mit dieser Forderung verbindet, ist dieselbe nichts mehr und nichts weniger, als eine der Liederlichkeit zufallende Prämie. Gerade so wie die Freiheit für Alle keineswegs dem gewissenhaften Manne Schutz gegen Unterdrückung durch schlechte Leidenschaften gewähren, keineswegs ihm die Bürgschaft verschaffen soll, daß er in einem wohlgeordneten Staate, ungehemmt durch menschliche Willkür oder durch verkehrte Gesetze, die Möglichkeit finde, seine ihm durch eine höhere Hand gesetzte Bestimmung bei redlichem

Streben zu erreichen, sondern ihn vielmehr der Willkür einer blinden Menge und ihrer gewissenlosen Führer Preis gibt, ebenso soll der Wohlstand, welchen die Anarchie fordert, nicht die Frucht der unverdrossenen Arbeit und einer gewissenhaften Treue sein, nicht die Errungenschaft einer bescheidenen Genügsamkeit sein, welche allmälig und im Kleinen erwirbt und erspart, nicht ein Gut, welches durch das Bewußtsein eines treu vollbrachten Tagewerks seinen höchsten Werth erhält. Dieser Wohlstand soll dem Müßiggang ebenso zu Theil werden, wie der Arbeitsamkeit, er soll dem Verschwender, welcher heute durchbringt, was er gestern erhalten hatte, morgen wieder neu ersetzt werden. Der Wohlstand für Alle soll auch nicht dazu dienen, die bescheidenen Ansprüche einer in Zucht und Sitte lebenden Familie zu befriedigen, sondern er soll das Mittel sein zur Befriedigung einer Genußsucht, welche von Zucht und Sitte nichts weiß, die Bande der Familie auflöst und nur das eigene Ich zum Mittelpunkte ihrer Bestrebungen macht. Er soll eine Genußsucht befriedigen, welche ihre Anforderungen stets weiter und weiter ausdehnt und vom Neide gestachelt sich nicht zufrieden gibt, so lange sie es nicht dem Luxus und der Verschwendung der Reichsten gleich oder zuvor thun kann. Die Arbeitsamkeit soll also theilen mit dem Müßiggang, die Sparsamkeit mit der Verschwendung, die Ehrbarkeit mit der Liederlichkeit, das ist die Forderung des Wohlstandes für Alle.

Man braucht kein großer Rechenmeister zu sein, um zu erkennen, daß, wie jene Freiheit für Alle bald sich in das Gegentheil, in unerträgliche Abhängigkeit Aller, verwandeln muß, ebenso der Wohlstand für Alle schnell zu

allgemeiner Verarmung führen würde. Aber auch das wird wohl keines Beweises bedürfen, daß durch diesen dem Müßiggang und der Verschwendung ertheilten Freibrief die bereits nur allzu sehr gelockerten Bande der Zucht und Sitte sich bald allgemein lösen würden. Dann haben wir keinen Staat mehr, sondern eine Heerde wilder Thiere.

„Bildung für Alle" heißt die dritte Forderung der Anarchie. Man sollte meinen, es sei ein Irrthum, aber es ist wirklich so, die zerstörungslustige Anarchie verlangt nach Bildung. Was mag das wohl für eine fremdartige Bildung sein, welche der Anarchie „eben recht" ist? Man mag von der Anarchie noch so schlecht denken, aber Eines wird man ihr lassen müssen: Sie weiß, was sie will, sie geht geraden Weges auf ihr Ziel los und weiß dabei mit sicherem Instinkt Freund und Feind wohl zu unterscheiden. Eine Bildung, gegen deren Bestehen die Anarchie nichts einzuwenden hat, ja, die sie sogar geradezu als Symbol ihres Strebens hinstellt, eine solche Bildung kann unmöglich ihren Bestrebungen feindlich sein.

Sollte jene Bildung, deren Bundesgenossenschaft die zerstörungslustige Anarchie anruft, vielleicht gar unsere eigene, unsere hochgepriesene, von uns fast vergötterte moderne Bildung sein? Das wäre eine sonderbare Erscheinung, welche sich nicht einmal durch Unbekanntschaft mit der Sache erklären ließe, denn es standen ja überall Literaten und Advokaten, Professoren und Geistliche, Aerzte und Kaufleute, Schreiber und Volksschullehrer an der Spitze, welche doch Alle genau wissen, was Bildung heißt. Aber Eines läßt sich jedenfalls nicht bestreiten, und das

ist immerhin schon unangenehm genug: Unsere so viel gepriesene und heutzutage so allgemein verbreitete Bildung konnte den wie ein Lauffeuer sich verbreitenden anarchischen Bewegungen keinen Damm entgegensetzen, während wir doch noch kurz zuvor ihr diese Kraft zugetraut hatten. Wie oft, wenn in Spanien, in Mexiko, in ganz Südamerika keine Ruhe werden wollte, und die Verwilderung immer allgemeiner zu werden schien, wiesen wir auf unsere trefflichen Schulen, zumal auf die Menge unserer Volksschulen und den allgemeinen Besuch derselben mit der zuversichtlichen Behauptung hin, daß bei uns kein Boden für solche Unordnungen sei und daß bei uns die Civilisation auf zu festem Grunde ruhe, als daß sie die Beute der Barbarei werden könnte. Wie oft erinnerten wir mit Stolz daran, daß durch die Betheiligung Aller am öffentlichen Unterricht, durch die allgemeine Verbreitung der Fertigkeit im Lesen und Schreiben, durch die Wohlfeilheit der Pfennigsliteratur und aller ähnlichen Schriften, durch die sich bis auf die entferntesten Hütten erstreckende Macht der Presse die Aufklärung ein Gemeingut Aller geworden sei. Wie steif und fest bildeten wir uns ein, in dieser Aufklärung eine sichere Bürgschaft für die Festigkeit des Staatsgebäudes zu besitzen! Wir gründeten bereits auf diese Annahme den Glauben an die Möglichkeit, dem Staate eine völlig veränderte Einrichtung geben, ihn auf der vielberühmten „breitesten Grundlage" aufbauen zu können. Und siehe da, plötzlich geberdete sich ein großer Theil dieser Aufgeklärten wie verrückt. Sie verlangten einen Staat, in welchem Niemand gehorcht und Alle befehlen, Niemand bezahlt und

Alle im Wohlstand leben, einen Staat, ohne Ordnung, ohne Gesetz, ohne Sitte, einen Staat, in welchem man heute umwirft, was man gestern gegründet hat, und in welchem man im Namen der Freiheit einem Jeden auf den Kopf schlägt, welcher das Alles nicht in der Ordnung findet. Sie nannten das die „Republik."

Die Lektion war hart und wohlverdient. Aber härter noch war eine andere Erfahrung, welche wir gleichzeitig machten: Wie verhielt sich damals die andere Hälfte der Gebildeten, die Konservativen? Sie berathschlagten an allen Orten, und je länger sie sich beriethen, um so größer wurde ihre Rathlosigkeit und die Verwirrung der Ansichten. Sie entwarfen Progamme und zerrissen sie wieder, weil keines Beifall fand, keines die Meinung Aller enthielt, keines eine ordentliche — Stimmenmehrheit erlangte! Unsere Bildung wußte kein Panier zu finden, unter welchem sie ihre Streiter hätte sammeln können zum Kampfe gegen die offenbare Barbarei! Und die Herren würden noch beisammen sitzen und berathen bis auf diese Stunde, und wir wären indessen längst bei lebendigem Leibe geschunden von den Bummlern, wenn uns, die wir kurz zuvor im Vertrauen auf die allgemeine Bildung die Abschaffung der stehenden Heere beantragt hatten, die guten Fäuste deutscher Soldaten nicht aus der ärgsten Noth errettet hätten.

Eine Bildung, welche Angesichts der drohendsten Gefahr das rechte Schlagwort nicht zu finden vermag gegen die helle Barbarei, eine solche Bildung kann unmöglich auf einem der Anarchie feindlichen Standpunkte stehen.

2. Die Grundlage der Staaten.

Wie kömmt nun die Anarchie dazu, so tolle Forderungen aufzustellen? Wenn diese Forderungen nichts weiter wären, als die Erfindung einzelner hirnverbrannter Köpfe, und nicht zusammenpaßten zu anderen weitverbreiteten Ansichten, so würden die Leute einfach über diese Narrheiten gelacht haben. Statt dessen erschienen ihnen diese Forderungen so natürlich, als nur irgend etwas in der Welt. Die Ansichten der Menschen waren also vorbereitet auf die Sache. Welche Anschauungen liegen denn wohl jenen Forderungen zu Grunde?

Denkt euch doch gefälligst einmal einen Menschen, welcher so fest, wie an sein eigenes körperliches Dasein, an die unsichtbare Allgegenwart eines heiligen Gottes glauben würde, eines Gottes, welcher über dem Einzelnen wie über dem Ganzen mit väterlicher Liebe wacht; denkt euch einen Menschen, welcher fest überzeugt wäre von der thatsächlichen Existenz eines heiligen göttlichen Willens, welchem wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig seien, — glaubt ihr wohl, daß ein solcher Mensch den Satz aufstellen würde, daß wir, die Einzelnen oder Alle zusammen, oder die Majorität, auf Erden schalten und walten dürften, wie es uns in den Sinn kömmt? Würde ein solcher Mensch nicht im Gegentheil von der Ansicht ausgehen, daß er und jeder Einzelne und Alle zusammen gar keine wichtigere Angelegenheit haben können, als darnach zu streben, den Willen dieses heiligen Gottes so gut, als

es unserer schwachen Kraft möglich ist, zu erkennen und zu erfüllen? Würde er nicht von der Ansicht ausgehen, daß auch unsere öffentlichen Angelegenheiten, so viel als es nur immer der menschlichen Unvollkommenheit möglich ist, in dem gleichen Geiste geleitet werden sollten, daß unsere Gesetze und Einrichtungen vor Allem darauf berechnet sein müßten, die Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen zu erhalten und zu befördern, daß zu den öffentlichen Aemtern, so viel nur immer möglich, solche Männer ernannt werden müßten, welche von Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen erfüllt sind, und daß derjenige der besteingerichtete und bestregierte Staat sei, in welchem einem jeden Einzelnen die Erkenntniß des göttlichen Willens und die Mittel zur Erreichung der dem Menschen von Gott gesetzten Bestimmung möglichst erleichtert seien?

Und nun umgekehrt denkt euch einen Menschen, welchem der Glaube an die Existenz eines unsichtbaren Gottes, eines höchsten und heiligen Willens, dem wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind, ein lächerlicher Aberglaube wäre, einen Menschen, welcher von der Ansicht ausginge, daß er selbst und Alles, was um ihn her ist, nur das Werk des Zufalls oder einer blinden Naturkraft sei, welche nach allgemeinen Gesetzen schafft und zerstört, ohne zu wissen, was sie thut, und ohne von unserem eigenen Dasein und von dem, was die Menschen thun, irgend eine Kenntniß haben zu können.

Denkt euch einen solchen Menschen und fraget euch selbst, welche Anwendung derselbe von dieser Ansicht auf sein eigenes Thun und Lassen machen werde. Wird derselbe nicht den Satz aufstellen, daß der menschliche

Wille die *höchste Autorität* im Himmel und auf Erden sei, daß der Mensch nach freier Willkür bestimmen dürfe, was auf Erden Gesetz sein, was als recht und gut gelten solle, und daß daher auch kein Mensch das Recht haben könne, ihm irgend ein Gesetz, einen Zwang oder eine Pflicht aufzuerlegen, wozu er nicht seine eigene freie Zustimmung gegeben habe? Daß irgend ein Gesetz und eine äußere Ordnung auf Erden gelten müsse, damit nicht ein Alles vernichtender Krieg Aller gegen Alle entstehe, das wird er leicht einsehen. Aber durch keine Ueberredung werdet ihr ihn überzeugen können, daß irgend ein Gesetz und eine äußere Ordnung der Dinge eingeführt werden und *auf ihn* Anwendung haben dürfe, wozu er nicht seine Zustimmung gegeben oder durch Abstimmung mitgewirkt habe. Und sobald er findet, daß eine Einrichtung zu welcher er vielleicht selbst seine Zustimmung gegeben hatte, Wirkungen äußert, welche ihm unangenehm sind, so wird er sich gegen dieselbe auflehnen, wenn er die Macht dazu hat, oder wenn er diese Macht nicht hat, eine neue Abstimmung fordern.

Ihr habt hier den Grundsatz der *Volkssouveränität*, so wie ihn die Anarchie versteht, indem sie Freiheit für Alle fordert. Dieser Grundsatz ist also nicht blos gegen jenen oft so freventlich ausgebeuteten Satz des Absolutismus gerichtet, daß der menschliche Wille des Regenten das höchste Gesetz, die höchste Quelle des Rechts sei, sondern wie nicht selten gottentfremdete Regenten vergaßen, daß es über ihnen wie über alle Menschen gleich hoch erhaben eine höchste sittliche Macht gebe, deren Wille ihnen wie dem Niedersten im Volke Gesetz sein müsse, und daß

ihre eigene hoch über die übrigen Menschen gestellte Autorität nur insofern einen Sinn habe, als sie sich als die Diener jener höchsten sittlichen Macht betrachten und redlich bemüht sind, dem Willen dieser höchsten Macht, so gut sie ihn zu erkennen vermögen, auf Erden Geltung zu verschaffen, ganz ebenso vergißt und leugnet jetzt die Anarchie, daß es eine solche höchste sittliche Macht über dem Menschen gebe, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind.

Wir würden aber sehr irren, wenn wir glauben wollten, daß die anarchischen Wirkungen jenes Grundsatzes: „es gibt keine höhere heilige Macht, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig wären, es gibt keinen Willen über dem menschlichen Willen" sich nur in Denjenigen äußern, welche mit voller Entschiedenheit und mit vollem Bewußtsein diesen Grundsatz in sich tragen. Die Zahl Derjenigen, welche nicht blos mit großsprecherischer Zunge, sondern auch nach ihrer innersten Ueberzeugung Gottesleugner sind, ist gewiß viel kleiner als man oft annimmt. Aber ebenso ist auch ohne Zweifel die Zahl Derjenigen, in welchen der Glaube an das Dasein eines heiligen Gottes in voller Kraft wirkt, viel geringer als es oft scheinen mag; denn sogar Mancher, welcher ein eifriger Vertheidiger strengkirchlicher Ansichten ist, läßt sich in allen Handlungen seines Lebens nur von menschlicher Klugheit, nicht von Gottvertrauen, nur von seinem menschlichen Eigenwillen, nicht von demüthiger Hingebung an Gottes Gebot, nur von Menschenfurcht, nicht von Gottesfurcht leiten. Weitaus aber die Meisten tragen weder die eine noch die andere Ueber-

zeugung mit einiger Bestimmtheit in sich. Viele unter diesen ringen wohl redlich nach einer festeren Ueberzeugung, ohne gleichwohl dahin gelangen zu können, während bei Anderen, bei sehr Vielen der Gedanke an diese Fragen überhaupt nur selten auftaucht, nie einen bestimmenden Einfluß auf ihr Handeln ausübt, so daß bei ihnen die Gewohnheit, unabhängig von dem Gedanken an einen höheren heiligen Willen dahinzuleben, vollkommen herrschend ist. Das ist nun aber gerade jener Standpunkt, welcher zur Anarchie führt.

Ohne Zweifel wollen nicht Alle, welche — theoretisch oder praktisch, mit voller Ueberzeugung oder nur aus Mangel an irgend einer Ueberzeugung — unter dem Einfluß jenes obersten Grundsatzes der Anarchie stehen, gleich auch bis zu den äußersten Konsequenzen desselben vorgehen. Der Eine möchte bei dieser, der Andere bei jener Grenze anhalten, und dazu hat Jeder für seine Person das Recht. Aber Niemand, wenn er einmal auf diesem Standpunkt steht, hat das Recht, den Anderen das Vorgehen bis zu jenen äußersten Konsequenzen zu verwehren, bei welchen jeder Staat in Trümmer gehen und jede Gesellschaft sich auflösen muß. Dieses Recht des Widerstandes hat nur Derjenige, welcher dem entgegengesetzten obersten Grundsatz huldigt, indem er von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß es unabhängig vom Menschen und hoch über ihm erhaben einen heiligen Willen gebe, welchen wir bei redlichem Streben zu erkennen vermögen, so weit als es uns nöthig ist, und welchem wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind. Nur dieses Panier gibt das Recht zum Widerstand gegen die Anarchie, nur dieses Panier verleiht

die Kraft, sie siegreich zu bekämpfen. Denn an sich hat kein Mensch das Recht, vom Menschen Gehorsam zu fordern. Dieses Recht hat er nur insofern als es unabhängig vom Menschen und über dem Menschen eine Macht gibt, welcher Alle Ehrfurcht schuldig sind, und nur insofern als er im Namen dieser Macht spricht. Das Recht, im Namen dieser Macht zu sprechen, verleiht aber nur der Glaube an diese Macht, die Ehrfurcht vor ihr, und der Wunsch ihren Willen zu thun. Die Regierungen „von Gottes Gnaden" haben daher einen ganz guten Sinn, aber freilich nur so lange als diese Regierungen selbst an Gott glauben und sich vor seinem heiligen Willen ebenso aufrichtig beugen, wie der Letzte im Volke [1]). Und wie nur dieser Glaube das Recht, Gehorsam zu fordern, verleihen kann, so kann auch nur dieser Glaube die Bereitwilligkeit zur Unterordnung unter das Gesetz erzeugen. Denn nur da wo Alle, wo der Höchste und der Niederste im Volke sich in aufrichtiger Demuth gleich tief vor dem Höchsten beugen, nur da wo Gesetz und Sitte, Recht und Ordnung im Namen dieses Höchsten aufrecht erhalten werden gegen Jedermann, gegen Hoch und Niedrig, nur da beugt sich der menschliche Trotz, nur da unterwirft sich der Eigenwillen dem Ganzen, und nur da achtet er auch die menschlichen Vollstrecker des göttlichen Willens.

Aber nein, unsere Konservativen, die Gegner der Anarchie, wissen das besser. Sie sagen uns, wir würden mit der „Annahme" eines heiligen göttlichen Willens doch

---

1) Ueber „Königthum von Gottes Gnaden" siehe Lindenmeyer, das göttliche Reich als Weltreich S. 129 f.

nicht weiter sein als zuvor auch, und es gebe andere Grundlagen, auf welche die staatliche Ordnung mit Erfolg gegründet werden könne.

„Was hilft es", fragen diese Konservativen, „von der Annahme eines heiligen göttlichen Willens auszugehen, wenn doch nirgends geschrieben steht, welche Anwendung wir von dieser Annahme auf unsere staatlichen Einrichtungen zu machen haben, und wenn also der Mensch trotz dieser Annahme in jedem einzelnen Falle sich auf sein eigenes verständiges Ermessen und auf seine eigene Entscheidung beschränkt sieht?" Allein sind wir denn wirklich so von Gott verlassen? Geschrieben steht allerdings nirgends, welches für unsere heutigen Zustände die beste Verfassung und die besten Gesetze seien, und wenn es auch irgendwo geschrieben stünde, so würde das doch wenig helfen bei Leuten, welche stets so große Eile haben, sich auf den Standpunkt ihres „eigenen verständigen Ermessens" zu stellen. Aber habt ihr denn noch nirgends in der Geschichte und in eurem eigenen Leben die tiefe Wahrheit jenes Wortes erfahren: „die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang?" Habt ihr nie gefunden, daß religiöse Sammlung, daß der lebendige Gedanke an das Dasein eines heiligen Gottes, verbunden mit dem ernsten Entschluß, dem göttlichen Willen den menschlichen Eigenwillen unterzuordnen, den Menschen in allen Fragen, welche sich auf sein inneres Wohl beziehen, leichter und sicherer das Rechte und Wahre finden läßt als jeder andere Weg? Und habt ihr nie die Geschichte vom „babylonischen Thurmbau" gelesen, jenes Baues, welcher uns als das Werk des menschlichen Hochmuths und der

vermeintlichen Allmacht des Menschen geschildert wird und von Gott mit einer Sprachverwirrung bestraft wurde, in welcher Keiner sich mehr mit dem Andern verständigen konnte? Ist euch denn, während ihr euch in unmächtigen Versuchen abmühet, das Staatsgebäude aus eigener Machtvollkommenheit und Einsicht neu aufzuführen, nie der Thurmbau zu Babel eingefallen? Ist denn nicht bereits überall unter den Werkleuten die Begriffs- und Sprachverwirrung eine wahrhaft babylonische geworden, so daß sie sich über nichts Ordentliches mehr verständigen können?

Niemand wird bestreiten, daß die menschliche Erkenntniß des göttlichen Willens stets eine unvollkommene sein werde. Wer wird aber diesen göttlichen Willen richtiger erkennen, Derjenige, welcher von seiner Verpflichtung, nach dieser Erkenntniß zu streben, überzeugt ist und darin seine beste Kraft sucht, oder Derjenige, welcher gar nicht an die Existenz eines göttlichen Willens glaubt oder denkt? Und wenn hierin auch kein so großer Unterschied begründet wäre, als es in der That der Fall ist, was helfen euch denn die besten Gesetze und Einrichtungen, wenn Niemand Respekt vor ihnen hat? Woher soll denn aber die Ehrfurcht vor Gesetzen kommen, welche wir rein nach eigenem Gutdünken gemacht haben und welche wir ebenso gut auch anders hätten machen können? Niemand hat Ehrfurcht vor sich selbst, und ebenso wenig vor seines Gleichen, oder vor dem was nur aus einer derartigen Quelle herstammt. Was der Mensch nach eigenem freiem Ermessen geschaffen hat, das glaubt er jeden Augenblick auch ebenso wieder abschaffen zu können. Ehrfurcht, Ach-

tung hat der Mensch nur vor etwas Höherem, nur vor Demjenigen, was ihm als der Ausfluß einer höheren Macht, und zwar einer höheren sittlichen Macht erscheint. Mit der höheren Macht allein ist es nicht gethan, denn wenn diese Macht keine sittliche ist, so kann sie uns wohl Furcht, aber nimmermehr Ehrfurcht einflößen. Nur das Heilige und nur das, was als ein Ausfluß des Heiligen uns an seine heilige Quelle mahnt, kann Ehrfurcht in uns erwecken. Zwischen dem Gehorsam der Ehrfurcht und dem Gehorsam der Furcht ist aber ein großer Unterschied. Der Gehorsam der Ehrfurcht sucht die Macht, vor welcher er sich beugt, noch zu stärken und auszubreiten, und er beugt sich vor ihr auch in der Einsamkeit, unbewacht. Der Gehorsam der Furcht dagegen sucht die Macht zu schwächen oder zu stürzen, vor welcher er sich beugt, und er gehorcht ihr nur so weit, als er sich vor ihrem Arm nicht sicher fühlt. Wenn ihr daher den Glauben an das Heilige hinwegnehmt aus den Gemüthern, so benehmet ihr ihnen auch die Möglichkeit, vor irgend etwas Ehrfurcht zu haben, die Sache, für welche ihr Ehrfurcht fordert, mag im Uebrigen heißen wie sie wolle.

Und welches sind denn nun jene Grundlagen des Staats, mit welchen ihr auch ohne den Glauben an einen heiligen göttlichen Willen auszureichen vermeinet?

„Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten." Wirklich? und was ist denn die Grundlage der Gerechtigkeit? Worauf wollt ihr euch denn berufen, um zu bewirken, daß die Menschen die Aussprüche eurer Gerechtigkeit für gerecht halten und sie mit Ehrerbietung

anerkennen? In wessen Namen sprechet ihr denn eigentlich Recht? Geschieht es nur in eurem eigenen Namen, kraft menschlicher Weisheit, so erwartet doch ja keinen Respekt für eure Aussprüche. Geschieht es aber im Namen eines heiligen göttlichen Willens, so seid ihr ja unfähig, das Geringste zu wirken, so lange die Leute nicht an diesen göttlichen Willen glauben. Daß aber dieser Glaube jedenfalls nicht durch eure Rechtspflege, so wie sie thatsächlich ist, befördert werde, das werdet ihr wohl selbst zugeben, denn bei dieser handelt es sich ja überhaupt gar nicht um die Frage, was an sich und vor Gott recht oder unrecht, gut oder böse sei, sondern nur um die äußere Legalität. Die Handhabung einer solchen Gerechtigkeit kann also im besten Falle nur den Respekt vor den durch Menschen festgesetzten Formen des Gesetzes, nimmermehr aber die Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen befördern, welcher dabei gar nicht in Frage kömmt.

Aber freilich, ihr habt noch einen anderen Eckstein in Bereitschaft, auf welchen ihr das Staatsgebäude gründen zu können glaubet, und dieser heißt das Interesse Aller. Da habt ihr euch gerade an den rechten Messias gewendet.

Ist denn das nicht gerade der Grundsatz, von welchem die Anarchie ausgeht? Glauben denn alle Leute, ein Interesse an der Erhaltung des Staates zu haben? Gibt es nicht zahlreiche, mit großer Energie ausgerüstete Massen von Proletariern, welche euch mit Hohnlachen sagen werden, daß sie bei einem allgemeinen Durcheinander nichts zu verlieren, aber viel zu gewinnen haben, und daß daher ihr Interesse nicht sowohl in der Erhal-

tung als im Umsturz des Staates liege? Ob sie sich in dieser Ansicht irren oder nicht, das thut gar nichts zur Sache. Sie haben diese Ansicht einmal und werden darnach handeln. Und gibt es nicht neben diesen Massen wieder unzählige Andere, welche zwar keinen allgemeinen Umsturz, welcher ihrem Interesse nicht zusagt, wohl aber einen theilweisen Umsturz wollen? gibt es nicht Unzählige, welche zwar nicht „theilen" wollen, aber die Republik verlangen, weil sie sich einbilden, daß diese ihrem Interesse besser entspreche? Mit welchem Rechte wollt ihr diesen Leuten Widerstand leisten? Sie berufen sich ja auf den von euch selbst anerkannten Grundsatz, auf das Interesse. Ihr werdet daher euren Grundsatz wohl dahin erklären müssen, daß ihr im „wohlverstandenen" Interesse Aller nur denjenigen Personen Einfluß auf die Regierung gestatten wollet, welche ein Interesse an der Erhaltung des Bestehenden haben. Angenommen aber auch, ihr seiet im Stande, diese dadurch herauszufinden, daß ihr den Besitz als die Grundlage der Berechtigung zur Theilnahme an der Regierung aufstellt und unter den Besitzenden wieder dem größeren Besitz das Uebergewicht über den kleineren gebet; angenommen ferner, die Zahl der auf diese Art zur Theilnahme an der Regierung Berufenen sei so groß, daß dieselben, wenn sie einig sind und zusammenhalten, die Versuche zum Umsturz des Bestehenden vereiteln könnten, *)

*) „Diese (materiellen) Interessen schlagen sich nicht, sie ziehen sich zurück und unterwerfen sich schnell und unbedingt in der Stunde der Gefahr" — (vgl. das Schreiben des Königs von W. an den Fürsten Schw.).

— ist denn wirkliche Einigkeit von diesen Besitzenden zu erwarten? Wie viele Leute gibt es denn überhaupt, welche mit dem Bestehenden vollkommen zufrieden wären und keine Aenderungen wollten? Will nicht fast Jedermann Aenderungen, und ist wohl das Interesse, welches ihr als leitendes Prinzip anerkennen wollt, dazu geeignet, die Ansichten und Bestrebungen in Bezug auf die vorzunehmenden Aenderungen zu vereinigen? Wird es seiner Natur nach nicht vielmehr Spaltungen und Widerstreit hervorrufen? Wird nicht nothwendig, sobald das Interesse die leitende Triebkraft der ganzen Maschine ist, der Egoismus der Einzelnen den Austheiler und Schiedsrichter machen wollen? Wird da nicht der Einzelne denken, der Staat werde nicht gleich untergehen, wenn ihm, dem Einzelnen, ein etwas ungebührlicher Vortheil zugewendet werde? Wird er nicht darauf spekuliren, daß die Anderen, welche ein gleiches Interesse an der Erhaltung des Staates wie er selbst hätten, zuletzt, wenn die Gefahr des Umsturzes recht groß werde, eher seiner Forderung nachgeben werden, als daß sie durch Hartnäckigkeit Alles auf's Spiel setzen? Daß über solchen Berechnungen ein Staat in den Abgrund stürzen könne, das hat uns die französische Februar-Revolution (1848) gelehrt. In den französischen Kammern war unter Ludwig Philipp (1830—1848) das Proletariat nicht vertreten, nur die Wohlhabenden und Reichen, nur die „großen Interessen" schickten ihre Vertreter dahin. Und dennoch, welches Schauspiel gewährten uns achtzehn Jahre lang jene Kammern? das Schauspiel eines fortwährenden Parteikampfes um die Majorität, bei welchem die Regierung alle Ste-

tigkeit, alle Sicherheit und alles Ansehen verlor, eines Kampfes, bei welchem eine unersättliche Begehrlichkeit nach Einfluß, Stellen und Vortheilen aller Art rang und sie auch nur allzu oft auf Kosten des Landes erreichte. Als aber endlich ein festeres Ministerium längere Zeit seine Stellen und die Majorität zu behaupten wußte, und die verschiedenen Minister-Aspiranten die Hoffnung verloren, auf parlamentarischem Wege zur Macht zu gelangen, da wandten sich jene nämlichen Vertreter der großen Interessen an die Leidenschaften der Menge, erst nur zum Schein und um zu drohen. Da aber der König sich nicht einschüchtern ließ, so trieben sie es immer stärker, stets in der Hoffnung, daß Ludwig Philipp es nicht werde bis zum Aeußersten gelangen lassen, und daß die von ihnen erregte Bewegung noch im letzten Augenblick mit ihrem Siege enden werde. Statt dessen flog gegen alles Erwarten die von ihnen selbst geladene Mine in die Luft und vernichtete sie selbst, die Opposition, die Majorität, das Königthum, den Wohlstand und die Ruhe von Millionen Menschen. So spielten mit dem Glück eines großen Landes die Vertreter jener materiellen Interessen, welche die „sicherste Stütze der Staaten" sind und von Ludwig Philipp so sorgfältig geschützt und gepflegt worden waren.

Und sogar noch später, nachdem bereits das Unglück des französischen Volkes aller Welt eine so großartige Lehre gegeben hatte, und nachdem der geöffnete Krater der Revolution uns Gefahren für die Gesellschaft gezeigt hatte, wie man sie vor der Februar-Revolution in dieser Größe nicht geahnt hatte, haben wir nicht mitten in

Deutschland in noch auffallenderer Weise gesehen, mit welcher Zähigkeit die verschiedenen Interessen der Einzelnen gegenüber von dem Interesse des Ganzen an ihrem besonderen Vortheil festhalten, und wie sehr sie jede Verständigung trotz der Höhe der gemeinschaftlichen Gefahr immer wieder zurückwiesen, wenn nicht jedem Einzelnen die seinem Sonderinteresse wünschenswerthen Bedingungen bewilligt würden?

Und dennoch, trotz aller dieser kläglichen Erfahrungen, soll das Interesse der Kitt sein, mit welchem die Staatsmänner das Staatsgebäude zusammenhalten wollen? Wenn nichts Höheres in den Gemüthern lebt, vor welchem sich die Interessen beugen, so muß jeder Staat untergehen[1]).

3. Das Glück.

Kein Staat vermag der Auflösung lange zu widerstehen, wenn in ihm der Glaube an eine höhere, sittliche Macht, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind, erloschen ist. Auf welchem Wege gelangt nun wohl der Mensch zu diesem Glauben? Ihr saget, dieser Glaube beruhe auf der Religion, auf der von Gott geoffenbarten, in seinem heiligen Worte niedergelegten,

1) Daher ist auch von allen Versuchen, die Staaten den Staatstheorieen der modernen Wissenschaft (Manchestertheorie zielt auf einen Rechtsstaat; Wohlfahrtstheorie auf einen Polizeistaat, und die zwischen beiden vermittelnde Theorie auf den Culturstaat) gemäß zu befestigen, kein Erfolg zu erwarten.

auf allen Kanzeln gepredigten, in allen Schulen gelehrten Religion. Ganz gut. Allein wie kömmt es, daß trotz allem Religionsunterricht in Schulen und Kirchen, trotz der unendlichen Verbreitung von Bibeln, Katechismen und religiösen Schriften aller Art, und trotz der durch die allgemeine Betheiligung am Schulunterricht jetzt so weit verbreiteten Befähigung zum Lesen und Verstehen dieser Schriften gerade jetzt die Religion in so wenigen Gemüthern tiefere Wurzeln schlagen will? Auf welcher Vorbedingung in uns selbst beruht denn wohl das gläubige Erfassen der religiösen Wahrheiten und zu allernächst das Erfassen der Grundlage aller Religion, des Glaubens an eine höhere über uns waltende sittliche Macht, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind? Beruht dieser Glaube etwa auf unserem Verstande, auf der Entwicklung unseres Denkvermögens? Wenn das der Fall wäre, so müßte gerade jetzt, wo so Vieles für Entwickelung des Denkvermögens geschieht, dieser Glaube sehr allgemein sein, oder er müßte sich wenigstens bei den Befähigteren, bei den im Denken Geübteren leichter begründen lassen. Nun zeigt sich aber, daß unter den schärfsten Denkern, unter den Gebildetsten und Gelehrtesten Ungläubige sich finden neben den Gläubigen, und daß bei sehr geringen Geistesgaben und bei einer äußerst dürftigen Ausbildung des Geistes nicht selten eine Festigkeit des Glaubens und ein Vertrauen auf Gott sich findet, welches durch keine Drohung eingeschüchtert, durch keine Sophismen beirrt, durch keine Lockungen verführt wird. Also setzt doch wohl der Glaube noch etwas Anderes voraus, als Belehrung und Verständniß derselben, und

es ist daher die Klarheit des Denkens, welche ohne Zweifel nöthig ist zu einer richtigen und deutlichen Auffassung der einzelnen Glaubenslehren, ohne Einfluß auf die Stärke des Glaubens, auf das Glauben oder Nichtglauben. Es muß also doch noch ein anderes Element in uns vorhanden sein, von dessen Stärke und Pflege die Innigkeit und Kraft des Glaubens abhängt. Wie heißt wohl dieses Element? wie wird es gepflegt und gekräftigt? Ein Element, von dessen Ausbildung so Vieles, der Glauben des Einzelnen und durch ihn das Bestehen der Staaten bedingt ist, kann doch unserer vorgerückten Bildung unmöglich unbekannt sein, und wird doch gewiß von uns ganz besonders gepflegt werden?

Was heißt denn eine sittliche Macht, was heißt ein heiliger Gott? Daß das Sittliche, daß das Heilige nicht sinnlicher Natur sei, bezweifelt wohl Niemand. Aber ist es denn wohl gleicher Natur mit der Natur des denkenden Geistes? liegt sein Wesen in der Uebereinstimmung mit den Gesetzen des Denkens? ist die Vollkommenheit der Gesinnung Eines und Dasselbe mit der Vollkommenheit des Denkens? ist Heiligkeit einerlei mit Wahrheit? ist sie ein nothwendiges Produkt der Wahrheit? oder ist sie davon wesentkich verschieden? Wenn das Erstere ist, so müssen wir auf dem Wege des Denkens zum festen Glauben an einen heiligen Gott und sogar zur Heiligung, d. h. zur sittlichen Besserung selbst gelangen, und es ist nur zu verwundern, daß wir es hierin noch nicht weiter gebracht haben, da wir so starke und so überaus klare Denker sind. Ist aber das Letztere, ist die Natur des Heiligen wesentlich verschieden, wie

von der Sinnenwelt, ebenso von der Natur der denkenden Geisteskraft, so werden wir zum Bewußtsein des Sittlichen nur unter der Voraussetzung gelangen können, daß ein demselben entsprechendes, von der Natur des denkenden Geistes wesentlich verschiedenes Element in unserem Innern sei, und dieses müßte dann das „sittliche" Element sein (oder wie wir es sonst nennen möchten), denn nur das Gleichartige kann sich verstehen, und nur das Gleichartige kann vom Gleichartigen Eindrücke erleiden. Jede Kraft aber, sie sei nun sinnlich, geistig oder sittlich, bedarf der Uebung, wenn sie uns ordentliche Dienste leisten soll, und so würde denn auch nicht Derjenige in dem Glauben an eine höhere, heilige Macht zur größten Sicherheit gelangen, welcher im Denken am geübtesten wäre oder den Katechismus am vollständigsten begriffen und seinem Gedächtniß eingeprägt hätte, sondern Derjenige, dessen sittliche Kraft am meisten angeregt und geübt worden wäre.

Welcher von diesen beiden Sätzen enthält nun die Wahrheit? liegt das Sittliche innerhalb des dem denkenden Geiste eigenthümlichen Gebietes, oder liegt es außerhalb desselben? Anstatt diese etwas schwierige Frage hier weiter zu verfolgen, kehren wir wohl besser zur Prüfung der Bestrebungen der Anarchie zurück, denn dort läßt sich glücklicher Weise die Wahrheit mit Händen greifen.

Fast noch wichtiger als die Freiheit für alle scheint der Anarchie die Forderung des Wohlstandes für Alle zu sein. Jene württembergischen Bauern, welche, als sie dem Rufe der Freiheit folgend, sich vor Allem mit tüchtigen Säcken versahen, mit denen sie gegen die Stadt

zogen, waren praktische Leute. Ihnen schwebte offenbar ein reelleres Ziel vor, als das allgemeine Stimmrecht. Worauf beruht nun wohl diese Forderung des Wohlstands für Alle? Sie beruht zunächst auf dem Satze, daß der Genuß, der sinnliche Genuß und daneben auch, ihn ergänzend, der geistige Genuß, die geistige Unterhaltung, welche die Theilnahme an allen Erzeugnissen unserer Bildung gewährt, die Quelle des Glücks sei, [1]) und zwar die einzige Quelle des Glücks. Der Eine hält es mehr mit dem sinnlichen, der Andere mehr mit dem geistigen Genuß, das ist Geschmackssache. Aber glücklich sein heißt genießen, und dazu braucht es Geld, viel Geld. Je mehr Geld, desto reicher die Quellen des Genusses und folglich des Glückes. Da wir nun Alle ein gleiches Recht auf Glück haben, so müssen wir auch Alle ein gleiches Recht auf den Wohlstand haben, welcher uns die Wege zum Glück eröffnet. Ein einfacheres Räsonnement kann es kaum geben, und die Staats- und Finanzmänner werden dagegen schwerlich viel einwenden können, denn seit vielen Jahren haben sie dem Grundsatz gehuldigt, daß die Sorge für die materiellen Interessen die höchste Pflicht der Regierung sei, daß der Wohlstand des Volkes sein Glück bedinge, und daß, da der rasche Umlauf des Geldes den Wohlstand und die Mittel des

1) Damit ist das Geschlecht des dem Fortschritt huldigenden neunzehnten Jahrhunderts zu der sittlichen oder vielmehr unsittlichen Anschauung Epikurs († 270 v. Chr.) zurückgekommen, welcher in dem möglichsten Genuß der Gegenwart die höchste Tugend, in der klugen Berechnung der dauernden Lust die höchste Weisheit gefunden hat.

Genusses vervielfältige, und da der Luxus den raschen Umlauf mächtig fördere, der steigende Luxus ein handgreiflicher Maßstab für das Glück des Volkes sei, weshalb auch die Reichen und Großen dieser Welt nichts Besseres thun könnten, als beständig durch Ausgaben aller Art recht viel Geld unter die Leute zu bringen. In einer Zeit, wo es schon zu den Meerwundern gehörte, wenn man irgendwo einen zufriedenen Menschen und ein gründlich vergnügtes Gesicht sah, bewiesen uns die Finanzmänner, ihre statistischen Tabellen in der Hand, daß daß Glück des Volkes in steter Zunahme begriffen sei. Und die Reichen und Vornehmen kamen den Wünschen der Finanzmänner auf das Bereitwilligste entgegen, um so mehr als auch sie fanden, glücklich sein heiße genießen. Ihrem Beispiele folgten in edlem Wetteifer die mittleren und die unteren Stände, aber nicht etwa aus Nachahmungstrieb allein, sondern weil auch sie dachten, glücklich sein heiße genießen. Es entstand ein allgemeines Rennen und Jagen nach Genüssen aller Art, nach Zerstreuungen und Vergnügungen, und die Begierde nach Reichthum, welcher die Mittel zu diesen Genüssen gewähren sollte, steigerte sich in's Maßlose. Aber finden denn die Leute auch wirklich das Glück in diesen Genüssen, zu welchen der Reichthum die Wege bahnt? Gab es wohl je eine Zeit, wo die Zufriedenheit seltener auf der Welt gefunden wurde, als eben jetzt, seit alle Welt das Geld mit vollen Händen wegwirft, um das Glück zu erkaufen? War wohl je eine Zeit, wo die Gemüther zerrissener und dem wahren Glück unzugänglicher waren, als eben jetzt? Und wird nicht durch diese Genußsucht,

welche Niemand befriedigt, die Auflösung aller Bande des Familienlebens immer allgemeiner, die sittliche und leibliche Noth immer größer? Doch darüber, daß der Genuß, zu welchem das Geld die Wege bahnt, nicht glücklich macht, darüber kann Niemand im Zweifel sein, welcher nicht für die Lehren der täglichen Erfahrung Auge und Ohr verschließt. Wer aber das Glück schlechterdings nirgends zu finden weiß, der greift nach Genuß, nach Zerstreuung, nach Betäubung, wie der körperliche Schmerz nach Opium verlangt oder wie der im Sturm verzweifelnde Matrose sich über die Branntweinfässer herstürzt. Denn der Mensch muß nach Glück verlangen, er mag wollen oder nicht, es ist dieses ein in seiner innersten Natur begründetes Gesetz, wodurch wir angetrieben werden, unsere höhere Natur zu erkennen und aus allen Verirrungen immer wieder dahin zurückzukehren, wohin der Schöpfer unsern Sinn gerichtet wissen wollte. Gebet den Menschen ein wahres, sie befriedigendes Glück, dann wird das Geschrei nach Wohlstand für Alle plötzlich verstummen.

Aber wo ist denn dieses wunderthätige Glück zu finden? So saget es uns doch, ihr, die ihr so groß denket von der Allmacht des menschlichen Verstandes, von der Allmacht unserer modernen Bildung, aber schwatzet uns keine hohlen Redensarten vor und verweiset uns auch nicht auf eine ferne Zukunft, sondern bietet uns ein Mittel dar, das unfehlbar hilft und das schnell hilft, denn wir können nicht mehr lange zuwarten. Es muß ja wohl ein solches Mittel geben, denn es gab Zeiten, wo der Mensch glücklich war ohne Wohlstand für Alle, Zeiten,

wo der Mensch „beim Wasserkruge sang, als wär' ihm Wein gereicht," während wir jetzt nicht einmal beim Champagner glücklich werden. Ihr gelehrten Akademieen, die ihr Preise habt für alle möglichen Fragen, schreibet doch einmal die Frage aus:

„Auf welchem Geheimniß beruhte das Glück der sonderbaren Menschen, welche ehemals beim Wasserkruge sangen, als wäre ihnen Wein gereicht? durch welche Umstände ist dieses Glück abhanden gekommen, und durch welche Mittel ließe es sich wieder beibringen?"

Wenn der Mensch nichts weiter ist, als ein halb sinnliches, halb geistiges, d. h. denkendes Wesen, so muß seine Befähigung zu jenem Glück, nach welchem er durch ein gebieterisches Gesetz seiner Natur zu streben gezwungen ist, nothwendig entweder in seiner sinnlichen oder in seiner geistigen Natur begründet sein. Liegt diese Befähigung aber weder in unserer sinnlichen noch in unserer geistigen Natur, so ist wohl damit erwiesen, daß es noch ein drittes Element in unserm Innern gebe, welches von jenen beiden wesentlich verschieden ist.

Wenn aber durch diese Befriedigung eines besonderen, weder sinnlichen noch geistigen Elements in unserm Innern zugleich jene so quälende und so schwer zu stillende Sehnsucht nach Glück befriedigt wird, während die Befriedigung unserer sinnlichen und geistigen Natur jenes Verlangen nicht zu stillen vermag, dann ist wohl auch noch mehr als das bloße Dasein dieses dritten Elements in unserem Innern erwiesen, denn wir werden in diesem Falle wohl berechtigt sein, zu glauben, daß dasjenige

Element, von dessen Befriedigung unser ganzes Glück abhängt, nothwendig den innersten Kern unseres Wesens bilden müsse.

Die Untersuchung, ob die Befriedigung unserer sinnlichen Natur uns jenes innere Glück, jenen Seelenfrieden verleihen könne, nach welchem die menschliche Natur dürstet, können wir billig den Anhängern der Lehre von der Emanzipation des Fleisches überlassen. Die Welt ist schon lange bestrebt, diese Frage auf praktischem Wege zu untersuchen, und ist noch nie zu einer andern definitiven Lösung gekommen, als zu einer mit Ekel und Ueberdruß ausgesprochenen Verneinung.

Ueber diesen Theil der Frage dürfrn wir daher die Akten wohl als geschlossen betrachten. Aber so wenig in der Befriedigung unserer sinnlichen Anlagen und Bedürfnisse an sich schon die Bedingung des Glücks gegeben ist, ebenso wenig wird in Abrede zu stellen sein, daß dennoch auch in unserer sinnlichen Natur für uns die Quelle vieler und reiner Freuden enthalten sei, sobald wir darin nur nicht unser Glück suchen, sondern dasselbe bereits auf anderem Wege besitzen. Zufriedenheit, Seelenfrieden erlangen wir nicht durch Befriedigung unserer sinnlichen Bedürfnisse und Anlagen, aber für Denjenigen, welcher diesen Seelenfrieden besitzt und sorgsam darauf bedacht ist, ihn sich zu erhalten, können auch Freuden, welche ihre nächste Quelle in unserer sinnlichen Natur haben, ein Mittel zur Erhöhung und Kräftigung seiner inneren Zufriedenheit werden. Nur wird es für diesen Zweck keiner solchen Freuden bedürfen, welche nur dem Reichthum zu Gebote stehen, sondern die einfachsten, Allen

leicht zugänglichen Freuden werden, wenn der Standpunkt des Genießenden der rechte ist, diesen Zweck ebenso gut, wo nicht noch besser erfüllen, als die kostspieligsten. Denn diese Freuden äußern jene Wirkung auf ihn nicht durch ihre eigene Natur, sondern nur als dienende und unterstützende Mittel.

Und das Gleiche wird wohl auch von unseren geistigen Anlagen gelten müssen. Niemand wird bezweifeln, daß geistige Beschäftigungen eine reiche Quelle des Genusses seien, daß sie uns Ersatz bieten können für vieles Andere, was uns oft vom Schicksal versagt ist, und daß die Freuden, welche wir ihnen verdanken, unter gewissen Voraussetzungen unserem Glück eine reiche Nahrung zuführen können. Aber nie wird irgend Jemand, welcher das Glück nicht unabhängig von jeder geistigen Beschäftigung in sich trägt und es nicht auch ohne geistige Beschäftigung zu finden und zu bewahren vermöchte, durch Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse und durch Beschäftigung seiner geistigen Kräfte glücklich werden. Solche geistige Beschäftigungen können Denjenigen, dessen Inneres nur eine trostlose Leere darbietet, zwar vorübergehend zerstreuen, ihn seinen Zustand vorübergehend vergessen lassen, aber nimmermehr ihm das Glück selbst oder einen ausreichenden Ersatz für dasselbe gewähren. Ihre rechte Bedeutung und einen bleibenden Werth erhält jede geistige Beschäftigung, sie heiße wie sie wolle, erst dann, wenn sie im Dienste einer anderen Macht steht, ohne deren Wirksamkeit unser Gemüth gar nicht die rechte Ruhe findet, um sich geistigen Beschäftigungen mit ungetheilter Aufmerksamkeit und mit wahrem Interesse zu widmen.

Wie wäre es sonst auch zu erklären, daß in einer Zeit, in welcher die Beschäftigung mit geistigen Dingen so allgemein ist, das Glück so selten gefunden wird? Wie gering ist wohl verhältnißmäßig unter den Vielen, welche vorzugsweise geistigen Beschäftigungen zugewandt sind, die Zahl Derjenigen, welche nicht von innerem Zwiespalt, nicht von innerer Leere gequält werden! Und wie Viele wenden sich nur deßwegen so eifrig geistigen Beschäftigungen zu, weil ihr Blick dadurch von ihrem eigenen Innern und von dessen trostlosem Zustande auf Anderes abgelenkt wird! Und dann: Wenn in der Ausbildung unseres denkenden Geistes die Bedingung des Glückes liegen würde, wie tief beklagenswerth würden nicht alle die Millionen Menschen sein, deren äußere Verhältnisse eine Betheiligung an den Erzeugnissen unserer Bildung gar nicht erlauben können? Muß nicht nothwendig die unendliche Mehrzahl der Menschen auf ein so geringes Maß von Ausbildung ihrer Geisteskräfte und auf eine so spärliche Beschäftigung mit geistigen Dingen beschränkt bleiben, daß ihnen in einem solchen Falle jeder Zugang zum Glück so gut wie abgeschnitten wäre? Finden wir aber nicht gerade unter ihnen so oft mehr wahre Zufriedenheit, mehr inneres Glück, als unter Denjenigen, welche sich als „Gebildete“ so hoch über ihnen erhaben dünken?

Ist es denkbar, daß in einer Natur, in welcher wir Alles so weise eingerichtet finden, daß sogar jedes Thier in sich und seiner Umgebung die Bedingungen seines Gedeihens und seines Wohlseins findet, für den Menschen allein die Quelle des Glücks an Bedingungen geknüpft

wäre, welche nur einem kleinen Theile derselben und auch diesen meistens nur in sehr unvollkommenem Maße zugänglich sind? Müssen namentlich nicht Diejenigen, welche dem Glauben an eine über uns waltende väterliche Liebe noch nicht entsagt haben, es geradezu für eine Nothwendigkeit halten, daß die Bedingungen des Glücks allen Menschen, dem ärmsten wie dem reichsten, dem Taglöhner, wie dem in Wohlstand und Bildung schwimmenden Schöngeist gleich zugänglich seien? Wenn aber die Ausbildung der geistigen Kräfte und die Beschäftigung mit den Erzeugnissen unserer Geistesbildung die Quelle des Glücks wäre, müßte nicht Derjenige der Glücklichste sein, welcher sich dieser Beschäftigung am ungetheiltesten hingeben und ihr seine ganze Zeit widmen könnte? Würde hierin nicht eine fast vollständige Ausschliessung vom Glück für alle Diejenigen liegen, welche im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen müssen? Wäre wohl ein solcher Zustand vereinbar mit der göttlichen Gerechtigkeit und mit einer über allen Menschen gleichmäßig waltenden göttlichen Liebe? Hätte in einem solchen Falle die Anarchie nicht das allergrößte Recht, Wohlstand und Bildung für Alle zu fordern?

Und wie erginge es wohl unter diesen Umständen den Kindern und der dem Kindesalter noch nahestehenden Jugend? Denn offenbar kann ein Glück, welches von der Ausbildung unseres Geistes abhängig ist, doch erst bei reiferen Geisteskräften seine natürliche Stärke gewinnen. Die Kindheit und die frühere Jugend hätten daher das Zusehen, und genau genommen müßte das rechte Glück, die wahre innere Zufriedenheit

dem Menschen nicht leicht vor dem Schwabenalter zu Theil werden.

Worauf beruht denn nun aber dieses jetzt so selten gewordene Glück? Das Geheimniß ist weltbekannt, nur ignoriren wir es gerne, weil unser Verstandeshochmuth uns doch nicht erlauben würde, Gebrauch davon zu machen. Jede Kinderstube könnte uns das Arkanum des Glücks lehren, diejenige, welche es nicht kennt, so gut als diejenige, welche es kennt. Tretet doch da einen Augenblick ein, ihr Weisen des Abendlandes, die ihr Staaten zu lenken und Völker zu beglücken berufen seid, ihr werdet da alle Elemente des Glücks gar anschaulich beisammen finden. Hier ist zuerst eine Behausung, welcher ihr den Wohlstand, den von Allen so sehr ersehnten Wohlstand gleich beim Eintreten ansehen könnt, und so sind denn auch die Kinder des Hauses gar zierlich gekleidet, sie sind umgeben von einem Ueberfluß an kostbarem Spielzeug und von allen Hilfsmitteln der belehrenden Unterhaltung. Vater und Mutter sind ängstlich darauf bedacht, daß keiner ihrer Wünsche unerfüllt bleibe, keine ihrer jugendlichen Unarten eine ernste Rüge oder gar eine Züchtigung erfahre, welche ihr Gemüth erbittern könnte. Die Lehrer sind angewiesen, die lieben Kleinen mit jeder Arbeit, welche das Nachdenken, oder das Gedächtniß, oder die Geduld in Anspruch nehmen könnte, möglichst zu verschonen und mehr durch Lob als durch Tadel, mehr durch einen Aufruf an ihren Ehrgeiz und an ihren guten Willen als durch eine ernste Forderung, welche unbedingten Gehorsam erwartet, auf sie einzuwirken. Naschereien, Geschenke und Vergnügungen aller Art

belohnen jede, auch die zweifelhafteste Leistung. Der zahlreichen Bedienung des Hauses ist streng befohlen, sich aufs Ehrerbietigste gegen sie zu benehmen, jedem ihrer Winke zu gehorchen und stets zu ihrer Unterhaltung bereit zu sein. Kurz die lieben Kleinen haben so ziemlich Alles, was die Anarchie unter Freiheit, Wohlstand und Bildung versteht. Und dennoch sind diese Kinder grämlich, dennoch verzehrt sie die Langeweile, dennoch sehen sie stets mit Neid auf das, was Andere haben und was sie im Augenblick nicht haben können, dennoch sind sie trotzig gegen Vater und Mutter, dennoch sind sie verdrossen zur Arbeit wie zum Spiele, und je älter sie werden, um so verdrossener und unzufriedener werden sie.

Und nun tretet daneben in eine andere Wohnung ein, für deren Besitzer die strengste Sparsamkeit eine Nothwendigkeit ist. Die einfachste Kleidung, die wohlfeilsten Spielwaaren müssen hier den Kindern genügen, welchen der Christabend wenig mehr als ein paar Aepfel und irgend ein unentbehrliches Kleidungsstück bringt. Die Mutter vergießt wohl manche stille Thräne, daß sie ihrem Kinde so oft eine unschuldige Freude oder ein zu seiner Belehrung und Ausbildung nützliches Hilfsmittel versagen muß. Und auch sonst ergeht es den Kindern dieses Hauses viel „schlimmer" als jenen Glückskindern nebenan. Das Wort des Vaters gilt als strenges unverbrüchliches Gesetz. Eine Unfolgsamkeit, eine unehrerbietige Antwort gegen die Mutter würde unfehlbar mit ernster Strafe gerügt werden. Dem jugendlichen Frohsinn wird zwar freier Lauf gelassen, aber keine Unart wird geduldet, beharrlicher Ernst wird bei der Arbeit gefordert, und für Alles

was diese Kinder zu entbehren scheinen, für Alles was sie mit kindlichem Gehorsam erfüllen, wird ihnen selten ein anderer Lohn, als eine liebevolle Umarmung der Mutter und ein freundliches Wort des Vaters. Diese Kinder aber sind glücklich. Sie fühlen kaum was sie entbehren, die einfachsten Freuden sind ihnen so willkommen als die kostbarsten, Gehorsam und Pflichterfüllung sind ihnen eine Lust, weil sie ihnen Zeichen der Liebe von Vater und Mutter erwerben, einer Liebe, welche ihr höchstes Glück, der unversiegbare Quell ihres jugendlichen Frohsinnes ist.

Bedarf es bei so einfachen Verhältnissen noch einer ausführlichen Nutzanwendung? Man wird vielleicht sagen, das Gleichniß hinke, denn die Kinder hätten in der Person ihrer Eltern einen Schutz, zu dem sie in jeder Noth flüchten können, Fürsorger, welche den Hunger und die ärgste Entbehrung von ihnen fern halten, und dabei lebten die Kinder, welche keine Ahnung von der Kürze des Lebens haben, sorglos ohne den Gedanken an den Tod in den Tag hinein, während wir, die Erwachsenen, beständig mit der Sorge um unser Auskommen zu kämpfen haben und durch den Gedanken an den Tod zu einem ungetrübten Genusse der Freuden dieses Lebens unfähig werden. Nun ja, für Diejenigen, welche dem obersten Grundsatze der Anarchie huldigen, für Diejenigen, welche nicht glauben, daß es über dem Menschen eine höhere sittliche Macht gebe, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind, für diese hinkt das Gleichniß freilich, denn sie entbehren auch nothwendig den Glauben an eine über ihnen waltende väterliche Liebe, welcher sie im Leben und

im Tode getrost vertrauen können. Wer aber von dem Tode das Ende seines Daseins erwartet, sein eigenes Leben nur als eine vorübergehende Erscheinung im Reiche der ewig wechselnden Natur betrachtet, für den gibt es schon aus diesem Grunde keinen reinen, innigen Lebensgenuß. [1]) Wenn Alles was unserem Leben Werth verleiht, uns nur für die kurze Spanne unserer Lebenszeit bewilligt ist und nach Ablauf derselben die Vernichtung unserer wartet, ist da nicht jeder tiefere Lebensgenuß für uns vergiftet? Muß nicht bei jeder Freude, welcher wir uns hingeben wollen, der Gedanke uns stören, daß das Leben uns nur für so kurze Zeit geliehen ist und daß mit seinem Ende nicht blos *diese* Freude, sondern überhaupt *jedes* Glück, jede Empfindung für uns aufhören werde? Ist für ein Herz, welches der Vernichtung geweiht ist, nicht jede Freude ein schneidender Hohn? Wer mag mit Interesse Nahrung suchen für seinen Geist, wenn schon der nächste Augenblick das Gefäß zertrümmern kann, in welches er sammelt? Wer mag Bündnisse des Herzens mit voller Hingebung schließen, wahre Liebe, wahre Freundschaft hegen, wenn ihm der Glaube an die Fortdauer der Persönlichkeiten eine Thorheit ist, wenn Freundschaft, Liebe und wir selbst mit dem letzten Athemzuge erloschen sind? Und liegt nicht in dieser trostlosen Verlassenheit eine gerechte Strafe für unseren Uebermuth? Erst erklärt sich der menschliche Hochmuth für souverän,

---

1) Deßhalb erklärt Epikur den bangen Hinblick auf eine künftige Vergeltung und auf göttliche Weltregierung für die größte Thorheit.

für die höchste Macht im Himmel und auf Erden, und dann fühlt er sich so bettelarm und hilflos, daß er mit der Gier der Verzweiflung nach Allem greifen muß, was ihn zerstreuen und die klagende Stimme seines Innern übertäuben kann.

Aber nicht ein Gleichniß ist die für unsern Verstandeshochmuth allerdings demüthigende Hinweisung auf die Kinderstube, sondern ein dem Reiche der Thatsachen entnommenes Beispiel, eine auf Erfahrung sich gründende Lehre über die Quelle des Glücks. Nur möge sich Niemand einbilden, daß er das Glück durch den einfachen Entschluß, an Gott und Unsterblichkeit zu glauben, erkaufen könne. Wenn das Glück so leichten Kaufes zu haben wäre, so würde schwerlich irgend Jemand sich lange bedenken. Denn einmal glaubt der Mensch nicht was er glauben will, sondern was er glauben kann. Und dann, so beruht (um bei dem gewählten Beispiele zu bleiben) das Glück des Kindes ja nicht darin, daß es von Nahrungssorgen und von Todesfurcht nichts weiß, sonst würde der Unterschied in der Erziehung keinen Unterschied in der Stimmung und im Glück begründen. Die Abwesenheit eines Uebels, von welchem wir uns gar nicht bedroht wissen, macht Niemand glücklich. Das Glück des Kindes beruht vielmehr auf einer sehr positiven Grundlage. Aber diese Grundlage läßt sich weder mit Händen greifen, denn sie gehört nicht der Sinnenwelt an, noch läßt sie sich durch den Verstand erfassen, denn sie ist kein Produkt des Denkens. Sie ist weder sinnlicher noch geistiger Art, sie ist ein Drittes, sie ist sittlicher Art. Sie beruht in der Befriedigung desjenigen, was den innersten Kern

unseres Wesens bildet, in der Befriedigung unserer sittlichen Natur. Diese Befriedigung wird nicht durch sinnliches Wohlergehen erreicht, womit die Affenliebe so vieler Eltern die Kinder glücklich zu machen sucht, sie wird nicht durch Belehrung, Unterricht oder irgend eine ähnliche Einwirkung auf die Vorstellungen des Kindes hervorgerufen, sie ist einzig und allein das Produkt eines Verhältnisses der sittlichen Abhängigkeit. Die sittliche Einwirkung sittlich gebildeter Eltern auf das sittliche Empfinden, auf das sittliche Vermögen des Kindes ist die äußere Bedingung jenes Kinderglückes, das wir so oft mit freudiger, aber zugleich mit einer durch den Blick auf unser eigenes Innere mit Wehmuth gemischten Theilnahme beobachten. Und das redliche Streben des Kindes, durch treue Erfüllung der ihm in jenem sittlichen Geiste von den Eltern auferlegten Pflichten und Gebote die Liebe der Eltern zu verdienen, ist die innere Bedingung dieses Kinderglücks, welches in dem Bewußtsein einer der Gesinnung der Eltern entsprechenden Gesinnung besteht. Dieses Bewußtsein bildet sein Glück, dieses Bewußtsein erfüllt sein Herz mit jener inneren Freudigkeit, welche die Quelle jedes harmlosen Vergnügens und die unerläßliche Vorbedingung zu jedem ungetrübten Lebensgenusse ist.

Und was vom Kinde gilt, das muß auch von den Erwachsenen gelten, denn die innere Anlage und Natur des Menschen ändert sich nicht mit den Lebensaltern. Das nämliche sittliche Element, welches im Kinde vorhanden ist und Befriedigung verlangt, ist auch in den Erwachsenen vorhanden. So wenig wir aber in einer Luft zu leben vermögen, welche einen zum Athemholen nothwendigen

Bestandtheil entbehrt, ebenso wenig vermögen wir glücklich zu sein in Verhältnissen, welche ein wesentliches Element unseres Innern unbefriedigt und unberücksichtigt lassen.

Aber nicht blos unser Glück beruht auf der gehörigen Entwickelung und Befriedigung unserer sittlichen Natur, sondern auch die Möglichkeit des Glaubens an eine höhere sittliche Macht und an unsere eigene der Vergänglichkeit nicht unterworfene Persönlichkeit. Nur durch die Entwickelung und Kräftigung unserer eigenen sittlichen Natur werden wir in den Stand gesetzt, das Sittliche in seiner Eigenthümlichkeit deutlich zu erfassen. So wenig der Blindgeborene durch Schilderungen und Beschreibungen in den Stand gesetzt wird, sich ein Bild von den Farben und von der äußeren Erscheinung der Natur zu machen, ebenso wenig vermag irgend Jemand, welcher nicht auf dem Wege der sittlichen Erfahrung zum Bewußtsein des Sittlichen gelangte, auf dem Wege der verständigen Belehrung dahin zu gelangen. Wie wollen wir aber den Glauben an eine sittliche Macht bei Denjenigen begründen, welchen das Sittliche überhaupt nichts als ein leerer Schall ist? Und dann, wie sollen wir an die Fortdauer unserer Persönlichkeit glauben, wenn wir uns dieser Persönlichkeit, welche wesentlich sittlicher Natur ist, gar nicht bewußt sind?

---

4. Die Bildung.

Das Bestehen der Staaten beruht auf dem Glauben an die Existenz einer höheren sittlichen Macht, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind. Dieser Glaube so-

wohl als das innere Glück aller Einzelnen beruht auf der Entwickelung und Befriedigung unserer sittlichen Natur, welche ebenso wesentlich verschieden ist von unserer denkenden als von unserer sinnlichen Natur. Was thut nun unsere Bildung zur Entwickelung und Befriedigung unserer sittlichen Natur? was leistet sie in dieser Beziehung? was kann sie, ihrer ganzen Richtung nach, leisten?

Daß der religiöse Glaube durch den Einfluß unserer Bildung wesentlich erschüttert wird, das ist eine Thatsache, welche schwerlich bei unbefangener Prüfung bestritten werden wird, nur stellt man gerne die Sache so dar, daß dieser Widerstreit, in welchen unsere Bildung mit dem religiösen Glauben gerathen ist, keineswegs der Religion selbst gelte, sondern nur gegen einzelne, vielleicht minder wichtige Punkte des Glaubensbekenntnisses oder doch überhaupt nur gegen die von der Kirche aufrecht erhaltene Form des Glaubens gerichtet sei, und daß die Schuld dieses Widerstreites vernünftigerweise nicht unserer Bildung zugemessen werden könne, welche uns ja bekanntlich der reinen Wahrheit bereits bis auf Büchsenschußweite nahe gebracht hat, sondern daß diese Schuld nur der veralteten, mit unseren richtigeren Ansichten unvereinbaren Anschauungsweise der Kirche zur Last falle. Aber beruht denn wirklich der Widerstreit, in welchen unsere Bildung mit dem religiösen Glauben gerathen ist, nur in einem das Wesen des religiösen Glaubens gar nicht berührenden Streite um die Form? Wenn das der Fall wäre, so würde es ganz unerklärlich sein, daß unsere Bildung nicht schon längst für sich und ihre Anhänger eine ihren Anforderungen entsprechende neue Form des Glaubensbekenntnisses aufgestellt hat. Geistes-

druck und Ketzerverfolgung konnte sie daran nicht hindern. Denn schon längst besitzen wir ja auch für religiöse Fragen eine Denkfreiheit, welche jeder wissenschaftlichen Prüfung, jedem auf Gründe gestützten Verbesserungsvorschlag die Möglichkeit gewährt, offen aufzutreten und auf dem Wege der Discussion die Ueberzeugungen für sich zu gewinnen.

Wenn wirklich das einzige Hinderniß in der von der Kirche festgehaltenen Form liegen würde, und wenn unsere Bildung fähig wäre, den religiösen Glauben, sobald jenes Hinderniß beseitigt wäre, in einer neuen Form zur Herrschaft über die Gemüther zu führen, wer könnte sie denn verhindern, dieses Werk zu vollbringen? Ist sie nicht im vollen Besitze der Macht? oder sind bei uns die Gebildeten etwa von dem Einfluß auf die Regierung und auf die Leitung der menschlichen Angelegenheiten ausgeschlossen? liegt diese Leitung etwa in der Hand einer unserer Bildung fremden und feindlichen Priesterkaste? regieren nicht Juristen die Welt? kann denn da eine Aenderung in der Form des Glaubensbekenntnisses auf besondere Schwierigkeiten stoßen? Unsere Bildung hat ja völlig freie Hand, sie darf nur reden, nur die Parole austheilen, denn da heutzutage alle Welt gebildet ist, so wird sie sicherlich eine ungeheure Majorität hinter sich haben. Früher, ehe unsere Bildung auf ihren jetzigen Höhepunkt gelangt war, lieferte sie uns noch gar manche Beiträge zur Begründung des religiösen Glaubens, freilich nur auf dem wackeligen Boden der Wahrscheinlichkeit, auf welchem sich wohl ein Nomadenzelt aufschlagen, aber kein festes Gebäude des Glaubens errichten läßt. Aber seit wir stärkere Denker

und sogar „reine Denker" geworden sind, will es mit dem Begründen eines die Gemüther befriedigenden Glaubens gar nicht mehr von der Stelle. Unsere neueste Bildung weiß zwar haarscharf anzugeben, was sie nicht glaubt, und sie hat laut und vernehmlich genug erklärt, daß für sie Gott und Unsterblichkeit zu den „überwundenen Standpunkten" gehören, weiter aber ist sie zur Zeit noch nicht gekommen.

Wohin sollen denn nun unter diesen Umständen diejenigen Gebildeten ihre Zuflucht nehmen, welche kraft ihrer Bildung sich nicht mehr mit dem Glauben der Kirche vertragen können und doch auch in ihrer Bildung nichts finden, wodurch das im menschlichen Herzen nicht zu vertilgende Bedürfniß eines religiösen Glaubens befriedigt würde? Bleibt ihnen etwas Anderes übrig, als die innerste Stimme ihres Herzens zu betäuben, indem sie sich selbst in einer Menge von Zerstreuungen und Vergnügungen, von sinnlichen und geistigen Genüssen zu vergessen suchen? Und ist nicht gerade dieses das Bild, welches uns diejenigen Kreise der Gesellschaft darbieten, die wir vorzugsweise die gebildeten zu nennen pflegen? Zwar ist durch die im Gefolge der französischen Februar-Revolution überall ausgebrochenen anarchischen Bewegungen einige Störung in der Lebensweise jener Kreise eingetreten, und die Furcht vor einer zweiten Auflage jener Schreckenstage läßt an vielen Orten eine vollständige Rückkehr in die alten Geleise noch nicht zu. Allein die Erinnerung an jene schönen vormärzlichen Zeiten ist uns Allen noch gegenwärtig, und im Nothfall dürften wir, um diese Erinnerungen aufzufrischen, uns nur in der „schönen" Literatur jener Tage

umsehen und namentlich die aus Frankreich damals zu uns herübergekommenen Erzeugnisse derselben nochmals durchblättern, welche, weil sie die innersten Gedanken der „guten" Gesellschaft so treu wiedergaben und die „geistigen" Bedürfnisse derselben so trefflich durch Schilderungen des Luxus und der sittlichen Verworfenheit zu befriedigen wußten, von Allem, was auf Bildung Anspruch machte, mit der größten Gier gelesen und fast verschlungen wurden. Wer sich die damaligen Zustände der gebildeten Kreise vergegenwärtigt, wird gestehen müssen, daß der Ruf nach Wohlstand und Bildung, wie er bald nachher aus den Reihen der Anarchie erscholl, blos das Echo der Gesinnungen zu sein schien, welche Jahre lang von der Blüthe der Gebildeten an unzähligen Orten ganz unbefangen zur Schau getragen worden waren. Und hatte sich nicht damals gerade in diesen Kreisen der Gesellschaft durch Uebersättigung an Wohlstand und Bildung jene besondere Gattung der Allergebildetsten entwickelt, welche man die „Blasirten" nannte, und welche, weit entfernt, durch ihr Auftreten Mitleid oder allgemeine Mißbilligung zu erregen, im Gegentheil als eine Art von Heroen der Bildung angestaunt wurden? Unter einem Blasirten versteht man nämlich einen Menschen, welcher, nachdem ihm das Bewußtsein seiner sittlichen Natur und mit diesem Bewußtsein der unversiegbare Quell der inneren Zufriedenheit und der reinsten Freuden abhanden gekommen war, sich gewöhnte, in einem Strudel von Zerstreuungen und Genüssen aller Art einen Ersatz für diesen Verlust zu suchen, aber zuletzt die Entdeckung machte, daß alle Vergnügungen, alle geistigen und sinnlichen Beschäftigungen, alles Wohlleben und alle

Abenteuer, in denen er sich herumtreibt, um sein besseres Ich zu betäuben, ihm keine Befriedigung zu gewähren vermögen, sondern daß nach jeder neuen Zerstreuung, nach jeder neuen Betäubung ein nur um so peinlicheres Erwachen zu dem Bewußtsein seiner inneren Leere und einer trostlosen Verlassenheit erfolgt. Wenn ein solcher Mensch längere Zeit hindurch für seine verwöhnten Sinne und für seine ermüdeten Nerven nach noch nicht abgenützten Mitteln des Genusses und nach stärkeren Aufregungen gesucht hat, so bemächtigt sich seiner zuletzt eine souveräne Gleichgültigkeit gegen Alles, was für die gewöhnlichen Menschen Reiz und Interesse zu haben pflegt. Das ist der Zustand der Blasirtheit, welcher bei verschiedenen Personen einen sehr verschiedenen Ausgang nehmen kann, dessen Anfang und innerer Grund aber stets in dem Erlöschen des Bewußtseins unserer sittlichen und unsterblichen Natur zu suchen ist.

Mit vollem Rechte mochte man damals diejenigen unter diesen Gebildeten, welche es in der Kunst, ihr sittliches Selbstbewußtsein zu ertödten, am weitesten gebracht hatten, „Löwen" nennen, denn der Löwe ist bekanntlich der König der Thiere, und wenn eine Bildung, welche die sittlichen Bedürfnisse nicht befriedigt, den Menschen leicht bis in die Nähe der Bestialität herabsinken läßt, so verleiht sie ihm doch durch die Pflege der Intelligenz einen äußeren Schliff und einen Anstand, welcher unter Thieren wohl für königliche Würde gelten kann. In einem Punkte bewährten sich freilich jene Löwen schlecht. Denn als plötzlich die Anarchie in allen Ecken und Enden losbrach und mit bluttriefenden Händen Wohlstand forderte,

da verschwanden schnell jene lebensüberdrüssigen, nach Nervenerschütterung dürstenden Tageshelden von dem Schauplatze ihrer Thaten und bargen in sicherem Versteck ihr werthes Dasein, des thierischen wie des sittlichen Muthes entbehrend.

Worin besteht nun aber der oberste leitende Gedanke unserer Bildung, durch welchen sie unfähig wird, die sittlichen Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen?

Man hat schon oft, und wohl nicht mit Unrecht, darauf hingewiesen, daß der Zustand, in welchem sich die Philosophie bei einem Volke befinde, einen sicheren Maßstab abgeben könne für den Grad und die Art seiner Bildung. Man ging sogar nicht selten so weit, zu glauben, daß die Philosophie die eigentliche Quelle dieser Bildung und die Lenkerin unserer geistigen Zustände sei, was eine offenbare Verwechselung von Wirkung und Ursache ist. Die Philosophie erfindet nichts, sie formulirt nur diejenigen Gedanken, welche das praktische Leben entstehen ließ, sie bringt dieselben in System. Nicht das „Jahrhundert der Philosophen" hat die französische Revolution erzeugt, sondern der sittliche Verfall erzeugte einen Zustand der Gemüther, in welchem der Glaube an eine sittliche Macht über uns und an unsere eigene sittliche Natur nicht mehr wurzeln kann, und ein solcher Zustand führt nothwendig zur Anarchie. Ehe er aber dahin führte, wurde er von der Philosophie in System gebracht. Die Philosophie hat daher höchstens Hebammendienste bei der Revolution versehen, nicht aber sie hervorgebracht. Und wie in einer wohlgesitteten Gesellschaft ein Mensch, welcher schamlose

Reden führt, nicht Sittenverderbniß erzeugt, sondern einfach fortgejagt wird, ebenso würde jene Philosophie, wenn sie nicht ausgesprochen hätte, was bereits in den Gemüthern vorhanden war, tauben Ohren gepredigt haben. Wo aber eine Lehre allgemeinen Anklang findet, da ist sie ein Maßstab für den Zustand der Gemüther.

Um zu wissen, von welchem leitenden Gedanken unsere neueste Philosophie ausgeht, bedarf es glücklicherweise keines langen Suchens in den Irrgängen ihrer Kompendien, was ein sehr unerquickliches Geschäft wäre. Denn dieser leitende Gedanke tritt uns allüberall in den Lehrbüchern unserer Philosophen, bald in dieser, bald in jener Form, so schroff entgegen, daß es unmöglich ist, sich über ihn zu täuschen. So lesen wir z. B. in einem der Neuzeit angehörigen sehr dicken wissenschaftlichen Buche Folgendes:

> „Wir suchen fortan eine völlig neue Grundlage für unsere staatlichen, gesellschaftlichen und Glaubenszustände zu erringen, und zwar durch die Kraft des Begriffes, in bewußt vernünftiger Entwickelung, frei von jeglichem Autoritätsglauben und von ungerechtfertigter Herkömmlichkeit. Dies sind die neuen Lebensbedingungen, und wer fortzuleben begehrt, wird sich ihnen unterwerfen müssen."

Dieser Satz, welcher gewiß von keinem unserer jungdeutschen Philosophen desavouirt werden wird, verbindet das bei unserer heutigen Philosophie sehr seltene Verdienst der Deutlichkeit mit dem bei ihr sehr gewöhnlichen Verdienste gesetzgeberischer Zuversicht. Wie der Löwe im

Salon durch die Sicherheit seiner Bewegungen jeden Zweifel an seiner königlichen Würde niederschlägt, so beurkundet der Philosoph seinen gesetzgeberischen Beruf durch den gemessenen Bescheid: „Wer fortzuleben begehrt, der wird sich Unseren Aussprüchen unterwerfen müssen. Wonach sich zu achten.“

Etwas bedenklicher lautet der Ausdruck wir suchen, oder gar das volltönende wir suchen fortan. Das klingt ja fast, als könnte es noch eine gute Weile währen, bis ihr Fortansuchenden die neue Grundlage glücklich ausfindig gemacht haben werdet. Was wird wohl bis dahin aus uns übrigen armen Menschenkindern werden, die wir gerne fortzuleben begehren würden, wenn wir wüßten, ob sich ein so kühner Wunsch mit eurer noch ungeborenen neuen Grundlage wird vereinigen lassen? Sollen wir so lange zwischen Leben und Tod schweben? Und wenn der bevorstehende Generalkrach, wie sehr zu besorgen steht, früher ausbrechen sollte, als ihr mit dem Auffinden eurer neuen Grundlage zu Stande gekommen sein werdet, wie dann? Wenn derselbe plötzlich, während ihr noch an den Federn kauet, auf euch einstürmt und sich anschickt, euch und uns den Garaus zu machen, werdet ihr ihn da wohl durch die Kraft des Begriffes zum Stillstand vermögen? Glaubt ihr, er werde sich viel um euer noli turbare circulos meos bekümmern? Oder seid ihr vielleicht mit dem Teufel Du und Du, und habt keine Ursache, euch vor der Flamme zu scheuen? Auf welchem Fuße stehet ihr denn eigentlich mit der Anarchie, ihr reinen Denker? Das lasset uns doch etwas näher prüfen.

Also, wenn wir eurem Rathe folgen, so suchen wir fortan eine völlig neue Grundlage für unsere staatlichen, gesellschaftlichen und Glaubenszustände, und zwar durch die Kraft des Begriffes, durch die logische Kraft des Verstandes. An andere Rücksichten irgend einer Art sind wir bei Herstellung dieser völlig neuen Grundlage nicht gebunden. Vor dem souveränen Throne des menschlichen Verstandes muß diese neue Grundlage ihre Existenz rechtfertigen, dann ist sie nach allen Seiten hin gerechtfertigt. Wer bei Feststellung dieser neuen Grundlage sich beikommen ließe, zu fragen, ob dieselbe auch im Einklang stehe mit einem höheren, göttlichen Willen, der würde sich an den neuen Lebensbedingungen versündigen. Denn einen höheren, göttlichen Willen annehmen, ehe derselbe aus der Hand des Begriffes die Anerkennung seiner Existenz empfangen hätte, das hieße ja von einer ungerechtfertigten Herkömmlichkeit ausgehen. Da aber die Kraft des Begriffes einen höheren, göttlichen Willen entweder gar nicht oder doch nur so weit anerkennen wird, als dieser göttliche Wille mit der durch die Kraft des Begriffes zu schaffenden neuen Grundlage einverstanden ist, und da dieser göttliche Wille, wenn er von der Kraft des Begriffes anerkannt werden will, überhaupt gar nichts wollen darf, was die Kraft des Begriffes nicht von selbst fordern würde, so ist dieser göttliche Wille offenbar ein ganz unnützes Möbel und von vorn herein dazu bestimmt, in dem menschlichen Willen „aufzugehen." Ein heiliger göttlicher Wille, welcher nur als ein von uns Gedachtes von uns auf den Thron erhoben wird, kann offenbar jeden Augenblick von uns

auch wieder abgesetzt werden, sobald es uns nicht mehr „konvenirt", ihn zu denken. Kann wohl eine so hinfällige Kreatur des menschlichen Verstandes uns Gefühle der Ehrfurcht einflößen? kann sie in uns die Bereitwilligkeit erwecken uns einem höheren Willen, einem Willen, welcher nicht unser eigener Wille ist, zu unterwerfen? Damit aber stehen wir unverkennbar ganz auf demselben Boden wie die Anarchie.

Und wer soll denn den entscheidenden Ausspruch über die Frage thun, was der menschliche Verstand als ein vollkommenes und untadelhaftes Erzeugniß der Kraft des Begriffes anzuerkennen habe? Die „allgemeine Vernunft?" wo steckt denn diese? wie ist sie zu finden? etwa durch allgemeine Abstimmung, also auf gleichem Wege, auf welchem sich die Anarchie ihr Gesetzbuch holt? Aber, wenn ihr dem Bäuerlein hinter dem Pfluge zumuthet, er müsse durch die Kraft des Begriffes in bewußt vernünftiger Entwicklung eine neue Grundlage des Staates erfinden helfen, so wird er euch durch die Kraft seiner Fäuste beweisen, daß er sich nicht für'n Narren halten lasse. Oder wollt ihr euch nur auf die „Gebildeten" beschränken? Wie wollt ihr denn diese aus der Menge herausfinden? etwa nach dem Census? Wenn aber diese Gebildeten es vorziehen, bei ihrem Ausspruch mehr ihr Interesse, als das Gebot eines abstrakten Denkens zu Rathe zu ziehen? wie wollt ihr sie daran verhindern? und in diesem Falle könnte leicht die von ihnen zu erfindende neue Grundlage der alten so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Oder wollt ihr den Ausspruch über die zu wählende neue Grundlage ausschließlich den Philosophen, d. h. euch

selbst vorbehalten? Aber die Philosophen sind ja unter sich so uneins, wie die Instrumente einer Katzenmusik; ein Jeder pfeift nach besonderer Melodie. Und dann, gesetzt auch, sie vereinigten sich, so würden wir Anderen, die wir keine Philosophen sind und es wegen unserer geringen Denkkraft auch nie werden können, bei diesem Vorschlag in eine schlimme Verlegenheit kommen.

Weigern wir uns, eurem hochweisen Ausspruch uns zu unterwerfen, so haben wir das Leben verwirkt, denn „wer fortzuleben begehrt," der muß die neue Grundlage annehmen. Unterwerfen wir uns aber eurem höheren Ermessen und eurer tieferen Einsicht, so haben wir das Leben abermals verwirkt, denn das wäre ja purer klarer Autoritätsglauben, welchen wir abthun müssen, wenn wir fortzuleben begehren. Wenn wir aber so wie so sterben müssen, gleichviel ob parceque oder quoique, so könnten wir wohl auf den sündhaften Gedanken kommen, uns in ungerechtfertigter Herkömmlichkeit an das Recht der Nothwehr zu halten und vor unserem Ende noch Einigen von euch das Lebenslicht auszublasen.

Und worauf gründet sich denn die B e r e ch t i g u n g des Verstandes, ein so unbeschränktes Schiedsrichteramt in allen menschlichen Dingen auszuüben? Ist seine Kraft denn wirklich so allvermögend, daß sie dieser Aufgabe gewachsen wäre? Ihr spreizet euch so sehr mit der Kraft des Begriffes. Seid ihr euch denn auch bewußt, was dieser Kraft zugänglich ist, und was nicht? Ist denn diese Kraft nicht vor allen Dingen eine rein f o r m a l e, welche gar nicht bis zum Erfassen des W e s e n s der Dinge vorzudringen vermag? Was weiß sie uns Anderes über

die Dinge anzugeben, als ihre in die Sinne fallenden Eigenschaften, ihr Entstehen, die Wirkungen, die sie hervorbringen, und Aehnliches? Ist denn aber damit das Wesen der Dinge erklärt? bleibt dieses nicht ein unserem Verstande ewig unlösbares Räthsel? Sind wir in diesem Sinne nicht von lauter unlösbaren Räthseln umgeben? Ist nicht unser eigenes Dasein, unser Leben und Empfinden ein solches Räthsel? Wenn aber das der Fall ist, warum ignoriren wir so gerne diese unleugbare Thatsache? In welchem Falle werden wir wohl uns selbst und unsere Stellung in der Welt richtiger erkennen: Wenn wir von der Unwahrheit ausgehen, daß der menschliche Verstand allmächtig sei, oder wenn wir uns jederzeit der Wahrheit bewußt bleiben, daß dem menschlichen Verstande bestimmte Grenzen gezogen sind, über welche er nicht hinauskann? Wird jene Unwahrheit nicht den Hochmuth in uns erzeugen, welcher vor dem Falle kömmt? Würde diese Wahrheit nicht eine Bescheidenheit in uns befördern, ohne welche ein sittlicher Werth des Menschen gar nicht denkbar ist, und zu welcher wir offenbar bestimmt sind, da so Vieles um uns her uns an sie mahnt? Und in welchem Falle werden wir wohl die Kraft unseres Verstandes mit größerem und besserem Erfolge gebrauchen: Wenn wir uns über das, was sie vermag, täuschen, oder wenn uns klar ist, was sie vermag und was sie nicht vermag? Und sodann: Auf welchem Wege, unter welchen Bedingungen allein gelangt denn diese rein formale Kraft zu denjenigen Kenntnissen, welche wir ihr verdanken? Gelangt sie etwa allein durch ihre eigene Kraft, allein durch ihr „freithätiges" Denken dahin? Darf etwa der Mensch nur seine

Augen verschließen und seinem Denken freien Lauf lassen, um zur Wahrheit zu gelangen? Würde der Verstand uns auch nur das allergeringste Zeichen einer Thätigkeit von sich geben können, wenn ihm nicht zuvor auf dem Wege der Erfahrung, und zwar zu allererst der sinnlichen Erfahrung der Stoff zu seinem Denken zugeführt würde? Könnte unser Verstand uns auch nur das Allergeringste über die uns umgebende Natur sagen, wenn er nicht zuvor durch die sinnliche Erfahrung von ihrem Dasein und von ihren Eigenschaften in Kenntniß gesetzt worden wäre? Ist daher nicht klar, daß, je reicher und je richtiger die auf dem Wege der sinnlichen Erfahrung erlangten Eindrücke sind, um so eher auch die Kraft des Verstandes befähigt sein werde, sich richtige Begriffe darüber zu bilden? Ist es daher nicht lächerlich, alles Heil unseres Denkens stets nur von dieser Kraft des Begriffes zu erwarten, als vermöchte dieselbe mit Schöpferkraft Alles aus sich selbst zu entnehmen, und dagegen von der Nothwendigkeit des Einsammelns reicher und richtiger Erfahrungen, welches Geschäft gar nicht durch die Kraft des Begriffes besorgt werden kann, mit keiner Silbe zu sprechen? Und gibt es denn nur sinnliche, gibt es nicht auch sittliche Erfahrungen? kann etwa die Kraft des Begriffes diese sittlichen Erfahrungen da, wo sie fehlen, aus ihrem freien Denken erzeugen? Das vermag sie ja so wenig, als sie dem Blindgeborenen ein Bild von der Farbenpracht und dem Taubgeborenen eine Vorstellung von dem Reiche der Töne geben kann. Sie vermag über diese sittlichen Erfahrungen nur das, was sie auch über die sinnlichen vermag, nämlich sie da, wo sie bereits als ein

Gegebenes vorhanden sind, nach ihrer Entstehung und nach ihren Wirkungen zu vergleichen und aus diesem Ergebniß Schlüsse zu ziehen, da aber, wo dieselben noch nicht vorhanden sind, vermag sie nichts, als sie zu ignoriren oder von ihnen zu sprechen wie der Blinde von den Farben. Was ist nun unter solchen Umständen zu erwarten, wenn wir eine neue Grundlage für unsere „staatlichen, gesellschaftlichen und Glaubenszustände" blos durch die Kraft des Begriffes suchen? Unsere sinnlichen Bedürfnisse werden dabei schwerlich vergessen werden, aber nicht weil die Kraft des Begriffes die sinnlichen Erfahrungen zu ersetzen vermöchte, sondern nur, weil dieselben uns von allen Seiten her so handgreiflich an ihr Dasein mahnen, daß auch der allereinseitigste Denker schwerlich in Versuchung kommen wird, Hunger und Durst durch die Kraft seines Begriffes stillen zu wollen. Aber unsere sittlichen Bedürfnisse werden dabei leer ausgehen, zumal in einer Zeit, welche in sinnlichen und geistigen Genüssen so versunken ist, daß bei Unzähligen das Bewußtsein ihrer sittlichen Natur ganz erloschen, bei unzähligen Anderen wenigstens bis zu einem Grade geschwächt ist, bei welchem uns die Sache selbst gar nicht mehr im rechten Lichte und in ihrer wahren Bedeutung erscheinen kann.

Und wie weit seid ihr denn bisher in eurem formalen Geschäfte durch die Kraft des Begriffes gelangt? Habt ihr wenigstens die zu eurem Begriffsgebäude nöthigen Bausteine hergerichtet, die Begriffe genau und klar formulirt, so daß es bald an das Zusammensetzen gehen könnte? Euer berühmtester Meister soll selbst er-

klärt haben, von allen seinen Schülern habe ihn nur einer verstanden, und dieser habe ihn mißverstanden. Haben es vielleicht seither die Gesellen weiter als der Altmeister gebracht in der Kunst, sich verständlich zu machen? Denn verstehen müssen wir doch das neue Gesetzbuch, welches uns „frei von jeglichem Autoritätsglauben, in bewußt vernünftiger Entwickelung" zur Grundlage aller unserer Zustände dienen soll. Vorerst aber sieht es noch gar nicht darnach aus, als würdet ihr es durch die Kraft des Begriffes bald zu der für uns nöthigen Klarheit bringen. Denn das Erste, was einem Laien, wenn er einen Blick in unsere neuere Philosophie wirft, auffallen muß, das ist ja gerade die ihm vollkommen unverständliche Sprache. Das Ding sieht aus wie Deutsch, aber doch ist es nicht unsere gewöhnliche deutsche Sprache, nicht die Sprache des gesunden Menschenverstandes, sondern ein Gewebe von fremdartig gebrauchten Wörtern, von Abstraktionen, formalen Unterscheidungen und Gegensätzen, wobei immer ein Theil das Verständniß des andern zu seiner Erklärung voraussetzt, und wenn unser Einer, welchem der Geist noch nicht in spanische Stiefeln eingeschnürt wurde, eine Weile mit Aufmerksamkeit in einem solchen Buche liest, so wird ihm von alle dem so dumm, als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Ihr werdet zugeben, daß das nicht die gewöhnliche Wirkung der Klarheit ist.

Aus welchem Grunde bedienen sich nun wohl unsere Philosophen einer für den gesunden Menschenverstand so unverständlichen Sprache? Geschieht es vielleicht nur, um einen Inhalt, dessen allgemeineres Bekanntwerden ihnen aus irgend einem Grunde gefährlich scheint, den neugierigen

Blicken einer unberufenen Menge zu entziehen? oder geschieht es aus einem in Deutschland nicht gerade unerhörten Gelehrtendünkel, welcher die Wissenschaft gerne als sein Privateigenthum einzäunen möchte und sie deshalb, wie früher in schlecht Latein, so jetzt in ungenießbares Deutsch einwickelt? Wenn das wäre, so würde in unserer so übersetzungslustigen Zeit gewiß schon längst irgend ein betriebsamer Kopf darauf verfallen sein, die Werke unserer tiefen Denker „in die Sprache des gesunden Menschenverstandes übersetzt" herauszugeben. Das werden die Herren aber wohl bleiben lassen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil diese dem gesunden Menschenverstande unverständliche Sprache geradezu durch den Inhalt und die Richtung der Philosophie geboten ist. Der gesunde Menschenverstand schöpft seine Vorstellungen und Ausdrücke aus dem reichen Gebiete der Erfahrung, er geht überall von Thatsachen und ihrer Betrachtung aus. Sinnliche, sittliche, historische Erfahrungen und Thatsachen aller Art bilden den Boden, auf welchem er steht. Nicht so unsere heutige Philosophie. Sie hat sich von dieser unwürdigen Abhängigkeit, welche auf die freithätige Wirksamkeit souveräner Geister nur hemmend einwirken kann, vollkommen losgemacht und sich ausschließlich auf den Standpunkt des „reinen Denkens" gestellt. Dort, auf diesem erhabenen Standpunkte, entwickelt sie die absolute Wissenschaft rein aus sich selbst heraus, aus jedem Begriff seinen Gegensatz und aus den Gegensätzen wieder neue Begriffe herausconstruirend, so daß ihr glaubet, einen indischen Jongleur zu sehen, welcher sich vor euren Augen hundert Ellen Band aus dem eigenen Rachen her-

auswindet. So etwas läßt sich natürlich im gewöhnlichen Leben nicht nachmachen. Wollte die Philosophie die Erklärung der uns umgebenden Räthsel, statt in einer für uns unverständlichen und für Philosophen mißverständlichen Sprache, in der Sprache des gesunden Menschenverstandes versuchen, so würde sie bei gar vielen Fragen ihr Unvermögen zu einer bestimmten und genügenden Antwort eingestehen müssen. In einem solchen Falle würde aber offenbar die Philosophie die ihr von unserem „Zeitbewußtsein" gestellte Aufgabe nicht lösen. Unser Zeitbewußtsein muß nothwendig, nachdem ihm der Glaube an unsere eigene sittliche Natur abhanden gekommen ist, sich ausschließlich an unseren Verstand halten, und es muß, nachdem ihm der Glaube an eine höhere sittliche Macht über uns abhanden gekommen ist, den Menschen für das Höchste, was existirt, halten. Wenn aber der Mensch und im Menschen der Verstand das Höchste ist, so muß uns nothwendig der menschliche Verstand die göttliche Allmacht ersetzen können, sonst wären wir ja angeführt mit unserer Souveränität. Daher ist die Allmacht des Verstandes ein nothwendiges Postulat unseres Zeitbewußtseins, und das Zeitbewußtsein mußte der Philosophie nothwendig den Auftrag ertheilen, zu beweisen, daß dem menschlichen Verstande nichts zu hoch und nichts zu rund sei. Und die Philosophie hat sich diesem Auftrag mit Todesverachtung unterzogen. Da wo der menschliche Verstand zu kurz ist, um zu verstehen, was wir nun einmal nach unserer Bestimmung nicht berufen sind zu verstehen, da haben unsere Philosophen W o r t e erfunden, Worte und allmälig eine ganze S p r a c h e, durch die man Alles zu erklären vermag, was man versteht und

was man nicht versteht, was da ist und was nicht ist, was sein kann und was nicht sein kann, eine Sprache, mit der man schwarz aus weiß, wahr aus unwahr, gut aus schlecht machen kann, je nachdem man's gerade nimmt. Das „reine Denken" ist eine reine Sprache geworden, eine Sprache, welche nirgends in's Leben paßt, weil sie nicht aus dem Leben entstanden ist, und gegen welche sich der gesunde Menschenverstand ebenso sehr als das sittliche Gefühl auflehnen muß. Denn was soll der gesunde Menschenverstand dazu sagen, wenn er sieht, daß die Philosophie den breiten Boden der Thatsachen, auf welchem jeder nicht betrunkene Mensch sehr bequem und sicher gehen kann, als eine unbrauchbare Bahn behandelt und ihm zumuthet, der schmalen Linie des reinen Denkens den Vorzug zu geben, auf welchem sie, mit der Balancirstange einer subtilen Dialektik bewaffnet, ihm in herzbrechenden Krümmungen und Windungen eine Reihe von Seiltänzerkünsten vorgaukelt? Und was soll das sittliche Gefühl dazu sagen, wenn die Philosophie es für mundtodt erklärt und behauptet, daß Nichts als existirend anerkannt werden dürfe, Nichts zum Fortleben berechtigt sein könne, was nicht aus der Kraft des Begriffes seinen Ursprung abzuleiten vermöge? Ist es denn nicht offenbar, daß man auf dem Wege des reinen Denkens ebenso gut Pflastersteine entdecken könnte, als sittliche Empfindungen, und daß eine Wissenschaft, welche Nichts anerkennen will, was sie nicht auf dem Wege des reinen Denkens gefunden hat, schon längst sogar die Existenz der Pflastersteine geläugnet haben würde, wenn diese nicht glücklicher Weise so greifbarer Natur wären?

Eine Bildung, welche einer derartigen Philosophie das Leben geben konnte und dieselbe mit allen ihren Verkehrtheiten erträgt, eine solche Bildung muß nothwendig eine ausschließliche Verstandesbildung sein, aber nicht eine Bildung des gesunden Menschenverstandes, welcher aus Thatsachen sein Urtheil sich bildet, sondern eine krankhafte Verstandesbildung, welche den umgekehrten Weg, den Weg von den Begriffen zu den Thatsachen für den richtigen hält.

Von allen Seiten her ertönt täglich lauter die Klage über eine Begriffsverwirrung, welche immer allgemeiner werde und eine Verständigung über die wichtigsten Fragen immer schwieriger mache. Eine gesunde Verstandesbildung erzeugt aber keine Begriffsverwirrung, sondern Klarheit des Denkens und Leichtigkeit der Verständigung. Und in welchen Gebieten des menschlichen Denkens äußert sich diese Begriffsverwirrung am auffallendsten? Ueberall, wo von Recht und Unrecht, von Gut und Böse die Rede ist, also überall, wo es sich um Fragen handelt, welche auf dem sittlichen Gebiete wurzeln, überall, wo es sich um die Aufstellung oder Anwendung von solchen Grundsätzen handelt, welche nur unter der Voraussetzung einer sittlichen Ueberzeugung einen Sinn haben. Woher kömmt dieses? Weil wir eine Verstandesbildung haben, welche die sittlichen Wahrheiten aus der Kraft des Begriffes schöpfen will, und sie dort aus sehr natürlichen Gründen nicht findet.

Allerdings hat sich in neuerer Zeit die Begriffsverwirrung auch noch auf andere Gebiete ausgedehnt, welche mit sittlichen Fragen wenig oder nichts zu thun haben. So finden

wir z. B. in vielen wissenschaftlichen Lehrbüchern der verschiedensten Art einen beklagenswerthen Reichthum an hohlen Redensarten, welche, wie sie selbst nur das Erzeugniß eines krankhaften Denkens sind, auch nach anderen Seiten hin nur Begriffsverwirrung verbreiten können. Diese Quelle aber ist nur abgeleiteter Art, sie ist eine Wirkung des Einflusses unserer Philosophie. Uebrigens ist die Methode, welche in diesen Lehrbüchern herrscht, allzu bezeichnend für die Art unserer Verstandesbildung, als daß sie hier nicht erwähnt werden sollte. Die nämliche Ueberzeugung von der Allmacht des Verstandes, welche unsere Philosophen verleitet, eine neue Grundlage unserer staatlichen, gesellschaftlichen und Glaubenszustände blos durch die Kraft der Begriffes erzeugen zu wollen, äußert sich auch bei der Abfassung von Lehrbüchern über ganz positive Wissenschaften. Vom Begriff zu den Thatsachen, nicht von den Thatsachen zum Begriff, so heißt die neue Methode. Da stellt dann so ein neuwissenschaftlicher Verfasser an die Spitze seines Lehrbuches irgend einen allgemeinen inhaltleeren Satz über das Seiende und Nichtseiende, oder etwas der Art, und kommt allmälig, vom Allgemeinen zum Besonderen herabsteigend, zu der Entdeckung, daß die Spinne nach den Gesetzen des Denkens nothwendig acht Füße haben müsse. Und die ganze gelehrte Welt nickt wohlgefällig Beifall zu diesem Erfolge der Wissenschaft des reinen Denkens. Aber daneben finden sich auch Lehrbücher, deren Verfasser, von den gleichen Vordersätzen ausgehend und nach der gleichen Methode, zu dem Schluß kommen, daß die Spinne nach den Gesetzen des Denkens nothwendig neun Füße haben müsse und also auch wirklich habe, und darüber bricht dann die ganze philosophisch ge-

bildete Gelehrtenwelt in einen unerhörten Beifallssturm aus. Denn das ist ja gerade der höchste Triumph der neuen Wissenschaftlichkeit, daß sie sich durch keine ungerechtfertigte Herkömmlichkeit in der freithätigen Wirksamkeit der Kraft des Begriffes beirren läßt und dem niedrigen Vorurtheil der Thatsachen die untrügliche Macht des reinen Denkens entgegenstellt. Ernstlich gesprochen, es ist weit gekommen in Deutschland. Sonst verlangte man von einem „wissenschaftlichen" Buche vor Allem ein gründliches und umfassendes Studium der Thatsachen, sodann eine der Natur dieser Thatsachen entsprechende klare Anordnung des Stoffes, und endlich ein aus diesen Thatsachen geschöpftes bestimmtes Urtheil. Jetzt hat die Begriffsverwirrung auch dieses von uns sonst so hoch geachtete Wort erfaßt, denn jetzt versteht man (man, d. h. unsere reinen Denker und ihr bereits sehr zahlreicher Anhang) unter einem wissenschaftlichen Buche ein solches, dessen Verfasser das Talent besitzt, aus einem halben Dutzend philosophisch klingender Sätze und Gegensätze, je nachdem man es verlangt, entweder ein Lehrbuch der Geschichte, oder eine Grammatik über eine beliebige Sprache, oder ein Handbuch der Naturgeschichte, oder was sonst gerade die Aufgabe ist, zu entwickeln, und zwar nöthigenfalls ohne alles tiefere Studium des Gegenstandes, rein durch die Kraft des Begriffes und mit souveräner Geringschätzung der Thatsachen. Wenn Solches in Deutschland geschehen kann, in einem Lande, welches sonst so stolz war auf seinen wissenschaftlichen Ruhm, daß es sich nicht selten gegenüber von anderen Nationen sogar über den Mangel an nationaler Einheit und Größe zu trösten schien in dem

Gedanken an den wissenschaftlichen Ernst und an die gründlichen Leistungen seiner Gelehrten, — wenn Solches bei uns ungestraft geschehen kann, dann sollte man fast glauben, der Anfang vom Ende sei gekommen. Was bleibt uns denn da noch übrig, worauf wir stolz sein könnten, außer unseren Erinnerungen und dem wiederhergestellten Bundestag?

Aber auch in denjenigen Kreisen, auf welche sich ein unmittelbarer Einfluß dieser neuwissenschaftlichen Methode noch nicht erstreckt, werdet ihr selbst bei dem besten Willen schwerlich eine andere Art von Bildung entdecken, als eine solche, welche zur Begründung sittlicher Ueberzeugungen unfähig ist. Wo solche sittliche Ueberzeugungen begründet werden, da geschieht es unabhängig von der Art unserer Bildung. Befraget doch nur einen solchen Gebildeten, was Bildung heiße, er wird euch nur von der Ausbildung unserer sinnlichen und intellektuellen Anlagen sprechen, aus welcher sich dann das Uebrige nach seiner Meinung von selbst ergibt. Von einem dritten Elemente in uns, welches von diesen beiden wesentlich verschieden wäre, von einem selbstständigen sittlichen Elemente in uns wird er nichts wissen wollen. Doch gehen hier die Wege unserer gebildeten Denker auseinander. Die eine Partei erklärt uns mit dürren Worten, daß sie durch ihren Geist, durch ihr Denkvermögen, durch ihren Verstand zwar recht wohl zur Erkenntniß zahlreicher, in der sinnlichen Natur und auf dem Gebiete des Geistes bestehender Gesetze gelange, und daß sie sich recht wohl ein allen diesen Gesetzen zu Grunde liegendes höchstes Gesetz denken könne, daß sie aber durch ihren denkenden Geist unmöglich zu der An-

nahme von der Existenz sittlicher Empfindungen in uns, und einer höchsten sittlichen Macht über uns gelangen könne, und daß sie daher das Sittliche als nicht vorhanden betrachten müsse. Daß von dieser Partei nichts geschehen könne zur Aufrechterhaltung sittlicher Wahrheiten, ist klar. Sie steht offen auf dem Standpunkte der Anarchie und hat dabei für sich den Vorzug der Consequenz. Dieser Partei gegenüber steht eine andere, deren besseres Ich sich gegen dieses Ableugnen des sittlichen Elements in und über uns sträubt, welche aber, da sie gleichfalls den Menschen blos als sinnliches und denkendes Wesen auffaßt und nicht von der fixen Idee loskommen kann, daß der eigentliche Mensch ein denkender Geist sei und weiter nichts, zu Fiktionen ihre Zuflucht nehmen muß, nämlich zu der Annahme, daß wir durch unser Denken in den Besitz und zum Bewußtsein sittlicher Wahrheiten gelangen könnten. Diese sprechen daher gerne von der Erkenntniß des „Wahren, Guten und Schönen" als von einem ausschließlichen Ergebniß unseres Denkens, und gelangen dann durch einen zweiten, ebenso wenig gerechtfertigten Sprung zu der Liebe des Wahren, Guten und Schönen, woran sich alsdann allerdings vielerlei anreihen läßt. Aber zum Erfassen sittlicher Empfindungen, ohne deren Vorhandensein gar nicht von einer Erkenntniß der Existenz des Guten die Rede sein kann, ist doch offenbar der denkende Geist so wenig das Organ, als das Auge zum Erfassen der Töne, oder das Ohr zum Unterscheiden der Farben. Erst wenn die sittlichen Empfindungen als eine Thatsache in uns vorhanden sind, kann der denkende Geist über dieselben seine Thätigkeit ausdehnen.

Gelangen wir aber zum Erfassen der sittlichen Empfindungen durch eine andere Kraft als durch unsere Denkkraft, so werden wir diese andere Kraft auch üben müssen, und das geschieht dann doch offenbar nicht durch die Verstandesbildung, nicht durch die Aufklärung, nicht dadurch, daß man die Leute Lesen und Schreiben lehrt. Wie man aber vollends gar von einem solchen „denkenden Ding" Liebe zu irgend etwas erwarten kann, Liebe zum Guten, einen sittlichen Willen, das ist rein unbegreiflich. Eine Bildung, welche derartigen Selbsttäuschungen das Wort redet, ist eine Nebelkappe, welche man den Leuten über die Ohren zieht, so daß sie am hellen Tage im Finstern tappen. Eine solche Bildung muß sich nothwendig von der Ansicht leiten lassen, daß sie durch die Pflege der Intelligenz, durch Unterricht und durch Einrichtungen, welche den Anforderungen des Verstandes entsprechen, zugleich auch die sittlichen Bedürfnisse befriedige, während es doch eine unleugbare Thatsache ist, daß man bei aller Geistesbildung, bei aller Gelehrsamkeit, bei aller Gewandtheit in den Geschäftsformen, an Gesinnung und an sittlichem Gehalte auf gleicher Stufe mit dem Zuchthäusler stehen könne, und sie wird, während sie nur darauf bedacht ist, die Anforderungen des Verstandes zu befriedigen, das sittliche Element in uns immer mehr verkümmern lassen. Dieses ist wohl der Standpunkt der Mehrzahl unserer „Konservativen", ein Standpunkt, welcher unmöglich Kraft zum Widerstand gegen die Anarchie verleihen kann. Da aber das Erzwungene und Unwahre dieses Standpunktes allzu augenscheinlich ist und seine Unhaltbarkeit durch die tägliche Erfahrung immer mehr hervortritt, so verliert diese Partei täglich mehr von

ihrem Anhang, und vergrößert durch ihre Verluste jene erstere Partei, deren Ansichten unvermeidlich zum Materialismus und zur Anarchie führen. Andere, welche minder leichten Kaufes in den Untergang des Staates und der Gesellschaft einwilligen, aber daran verzweifeln, durch fortgesetzte und neue Experimente des Verstandes der Anarchie einen Damm entgegenstellen zu können, predigen uns bereits den „Cäsarismus", d. h. auf gut Deutsch ein wohlgeordnetes Faustrecht, einen Rettungsanker, mit welchem wohl auch die Anarchie zufrieden sein kann, denn er führt sie nothwendig, wenn auch nicht gleich am ersten Tage, zum Siege. Eine Verstandesbildung, welche das Faustrecht zu Hülfe rufen muß! Wem da kein Licht aufgeht, der ist schwer zu überzeugen. Noch Andere endlich, sehr Viele sogar, verfallen nach einer anderen Seite hin aus einem Extrem in das andere und suchen das Heil, nachdem sie es vergeblich in der Allmacht des menschlichen Denkens gesucht hatten, in einer Vernichtung seiner natürlichsten Rechte und in einer gewaltsamen Unterwerfung des Verstandes unter die buchstäbliche Annahme irgend einer bestimmten, allen seinen bisherigen Gewohnheiten widersprechenden Form des Kirchenglaubens. Aber steht nicht zuletzt, trotz aller scheinbaren Verschiedenheit, auch die Mehrzahl unserer strenggläubigen Kirchenmänner ganz auf dem gleichen Boden mit unserer heutigen Bildung? gilt nicht auch ihnen die Annahme der Form des Glaubens, die Annahme der nur mit Hülfe des Verstandes für uns zugänglichen Form des Glaubensbekenntnisses, als der erste Schritt und das Mittel zum Glauben? Ist denn ein so großer Unterschied zwi-

schen den Philosophen, welche nicht von den Thatsachen zum Begriff, sondern vom Begriff zu den Thatsachen fortschreiten wollen, und zwischen den Kirchenmännern, welche durch die Form des Glaubens zum Glauben selbst zu gelangen hoffen? Ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Auftreten jener Philosophen, welche erklären: „Diese von uns durch die Kraft des Begriffes zu erfindenden Formen sind die neuen Lebensbedingungen, und wer fortzuleben begehrt, wird sich ihnen unterwerfen müssen," und zwischen dem Verfahren dieser strenggläubigen Kirchenmänner, welche erklären: „Diese von uns, von den Kirchenmännern und ihren Vorgängern im Amte, kraft menschlichen Scharfsinns und menschlicher Gelehrsamkeit aus der Bibel geschöpfte und aufgestellte Form des Glaubens ist die unerläßliche Bedingung für Alle, welche an Gott glauben wollen, und wer fortzuglauben begehrt, der wird sich zur buchstäblichen Annahme dieser Form bequemen müssen?" Von dem Augenblicke an, wo ihr euch entschließet, anzuerkennen, daß wir nicht durch die Annahme der Form des Glaubens in den Besitz des Glaubens selbst gelangen, werdet ihr auch anerkennen müssen, daß ein Unterschied sei zwischen der Form und dem Wesen des Glaubens, und daß, während die Form nur einen relativen Werth hat, nur Werth hat, insofern sie das geistige Bedürfniß des glaubenden Subjekts befriedigt, der Kern des christlichen Glaubens für alle Zeiten und für Personen von jeder Art der Bildung derselbe sei, für Alle den gleichen absoluten Werth habe. Das gebet ihr aber nicht zu, für euch ist der Inhalt durch die Form bedingt, wer die Form hat, der hat den Inhalt, und wer die allein

richtige Form nicht buchstäblich annimmt, der hat auch den alleinseligmachenden Inhalt nicht. Daran haltet ihr fest, wie der Philosoph an der alleingescheidtmachenden Kraft des Begriffes, und ihr thut daran eben so recht oder ebenso unrecht wie er. Auch bewirket ihr auf diesem Wege bei den meisten Leuten so ziemlich das Nämliche, was die Philosophen, nämlich Unglauben, das könntet ihr an einer sehr nahe liegenden Frage erkennen, an einer Frage, welche dem religiösen wie dem natürlichen Denken gleich nahe liegt.

Es ist bekannt, daß man im Alterthum das Blau des Himmels, welches sich über die Erde wölbt, für ein festes Gewölbe hielt, oder mehrere über einander liegende Gewölbe dieser Art annahm, welche man als den Himmel, d. h. als den räumlichen Wohnsitz Gottes und der Engel betrachtete. Ebenso ist bekannt, daß auch die heilige Schrift, obgleich sie an sich jede körperliche Vorstellung von Gott verwirft, und deßhalb auch die Ansicht, daß Gott an irgend einem Orte räumlich existirend zu denken sei, auf's Entschiedenste zurückweist, dennoch jene Vorstellung vom Himmel als dem räumlichen Wohnsitze Gottes und der Engel vollständig in die Form ihrer Darstellung aufgenommen hat, und daß diese Vorstellungsweise sich keineswegs auf einzelne, leicht aus dem übrigen Zusammenhang herauszudenkende Ausdrücke beschränkt, sondern einen sehr weit gehenden Einfluß auch auf vieles Andere ausübt. Wenn uns daher auch gar nichts Anderes berechtigte oder vielmehr verpflichtete, in unserer Auffassung der christlichen Lehre einen Unterschied zu machen zwischen Form und Wesen, zwischen der bildlichen Darstellung, wie

sie der damaligen Zeit so geläufig war, und zwischen Demjenigen, was eigentlich darunter zu verstehen ist, so würde diese Nothwendigkeit schon aus diesem einzigen Beispiele (welches bekanntlich nur eines unter vielen ist) hervorgehen. Denn es ist *unchristlich*, körperliche Vorstellungen auf Gott zu übertragen, sofern wir nämlich die Sache buchstäblich nehmen. Aber gleichwohl ist der Gebrauch derartiger bildlicher Darstellungen sowohl in Bezug auf diese als auf viele andere Fragen gegenüber von unzähligen Menschen geradezu eine Nothwendigkeit, und gegenüber von ebenso vielen Anderen wenigstens eine sehr willkommene Erleichterung ihres religiösen Denkens. Und dieser Gebrauch ist um so mehr gerechtfertigt, als aus dem nämlichen Grunde, aus welchem der menschliche *Verstand* unfähig ist, die vollkommene *Wahrheit* zu erfassen, auch die menschliche *Sprache* und Darstellung stets nur unvollkommen und verschleiert die Wahrheit wiederzugeben vermag. Aber von dem Augenblicke an, wo ihr die *buchstäbliche* Auffassung dieser Lehre „vom Himmel" als eine *Pflicht des Verstandes fordert*, werdet ihr den heftigsten Widerspruch sogar von Seiten Derjenigen erfahren, welche sich ohne jene bildliche Darstellung überhaupt gar nicht zu helfen wüßten, und sie werden mit Recht diesen Widerspruch auf die Weigerung ihres Verstandes stützen, zweierlei sich widersprechende Arten der Vorstellung gleichzeitig sich anzueignen, die eine für ihr kirchliches, die andere für ihr außerkirchliches Denken. Und je mehr ihr *in* der Kirche auf das buchstäbliche Festhalten der kirchlichen Darstellung hinarbeitet, um so lauter wird den Leuten, wenn sie aus der Kirche heraustreten,

das ganze übrige Denken aus jedem Winkel des alltäglichen Lebens heraus einen Widerspruch gegen jene kirchliche Form des Denkens zurufen. Dieser Widerspruch wird sich dann aber durch eure eigene Schuld nicht auf die Form beschränken, sondern auch den Inhalt zugleich erschüttern. Und wie tief auch der Eindruck sein mag, welchen ihr augenblicklich durch eure Beredtsamkeit auf die Zuhörer hervorgebracht habt, so wird diesen dennoch, ehe sie sich drei Straßen weit von der Kirche entfernt haben, das kaum errungene Besitzthum des Glaubens wie ein Traumbild zerrinnen. So kommt es dann, daß so Viele, welche, so lange sie in der Kirche sind, sich erbauen, außerhalb der Kirche, wo sie diesen Glauben wenigstens ebenso sehr bedürften, ohne Glauben dahinleben.

Aber gerade dieses nämliche Beispiel, aus welchem die Kirchenmänner entnehmen könnten, daß der Verstand seine natürlichen Rechte hat, welche sich nicht ungestraft im Namen des Glaubens aufheben lassen, dieses nämliche Beispiel könnte auch unsere gebildeten Denker lehren, daß der Verstand seine natürlichen Grenzen hat, über welche hinaus er nichts mehr vermag. Stellt euch doch einmal hinaus, ihr Hochgebildeten, in einer sternenhellen Nacht und betrachtet die zahllosen Sterne. Ihr wisset perfekt, daß das nicht Lichter sind, welche an einem über die Erde ausgespannten Gewölbe, Himmel genannt, hängen, sondern daß das Weltkörper sind, welche in einem unendlichen Raume schweben. Ihr wisset, daß die einen derselben uns näher sind als die andern, wieder andere liegen noch ferner von uns, hinter diesen sind wieder andere, und nun denkt euch doch gefälligst einmal, daß das in alle Ewig-

keit so fortgehe, und daß hinter diesen Sternen immer wieder andere seien, oder doch daß der Raum, in welchem sie schwimmen, endlos sei, endlos — denkt euch das doch gefälligst einmal, ihr starken Denker! Kann euer Verstand, kann eure Phantasie, kann all' eure Geisteskraft zusammengenommen, einen endlosen Raum denken? Nein, ihr könnt es nicht. Wohlan, so denket euch doch einmal das Gegentheil, denket euch hinter diesem tiefen, endlos scheinenden Blau und hinter den letzten, entferntesten Sternen eine Grenze, hinter welcher nichts mehr kommt, aber wohlverstanden: lediglich gar nichts, nicht einmal ein leerer Raum. Könnt ihr das? Auch nicht? Nun, so denket euch doch wenigstens, daß keines von beiden statt finde. Ihr könnt es ebenso wenig. Und wenn Ihr den gleichen Versuch, welchen ihr da soeben mit Bezug auf den Raum gemacht habt, mit unserer Vorstellung von der Zeit machen wollt, vorwärts und rückwärts, nach Anfang und Ende, so wird es euch damit nicht besser ergehen und ihr werdet das Geständniß, daß unser Verstand unfähig sei, diese Aufgabe zu lösen, nur dadurch umgehen können, daß ihr euch und uns mit Hülfe jener neuphilosophischdeutschen Sprache, durch welche man Alles das, was man nicht denken kann, erklären will, auch ein X für ein U machet. Und bedenket es wohl: Es handelt sich hier nicht um das Begreifen des Wesens der Dinge und auch nicht um das Erfassen sittlicher Empfindungen, wozu der Verstand ohnehin unfähig ist, es handelt sich hier um das, was ihr die „allgemeinen Formen der Anschauung" nennet, es handelt sich also hier um eine Frage, bei welcher sich der Verstand auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete bewegt.

Während unsere *krankhafte* Bildung unfähig ist, das *sittliche* Element zu befriedigen, weil sie es von unserem Denken abhängig glaubt, so würde eine *gesunde* Bildung die Selbstständigkeit dieses sittlichen Elementes anerkennen und dasselbe auch auf selbstständigem Wege zu befriedigen suchen. Mit dieser Anerkennung der Selbstständigkeit des sittlichen Elements würde zugleich der Unterschied von Form und Wesen des Glaubens ausgesprochen sein und damit wäre allen unseren kirchlich-theologischen Händeln die Spitze abgebrochen. Durch diese Anerkennung der Selbstständigkeit des sittlichen Elements wäre aber auch der Wahn von der Allmacht des menschlichen Verstandes gebrochen und er würde dadurch veranlaßt werden, wieder in seine natürlichen Grenzen, in die Grenzen des gesunden Menschenverstandes zurückzukehren, wo Klarheit des Denkens, nicht Begriffsverwirrung herrscht. Statt in thörichtem Uebermuth seine Wasser weit über seine Ufer auszudehnen und Flur und Wald verheerend zu überziehen, würde der herrliche Strom unseres Denkens auf seinen edlen Wogen das Schifflein unseres Lebens wieder wie sonst in sicherer Fahrt zwischen blumigen Wiesen und reichen Feldern dahintragen.

---

5. Der Glaube.

Die Grundbedingung aller Religion beruht in dem Glauben an die Existenz einer über uns waltenden höchsten sittlichen Macht und an unsere eigene Verpflichtung,

ihren Willen zu ehren und zu befolgen. Der bloße Glaube an unsere Abhängigkeit von einer höchsten Macht ist kein Quell der Religion, sondern der Furcht. Furcht haben aber auch die Thiere. Erst der Glaube an eine höchste sittliche Macht ist die Grundbedingung der Religion, und nur ein sittliches Wesen vermag einen höchsten heiligen Willen zu erkennen, zu ehren und zu lieben. Wenn wir nicht selbst sittlicher Natur und durch dieselbe mit jener höchsten sittlichen Macht verwandt wären, so würden wir weder zu diesem Verhältniß sittlicher Abhängigkeit, noch zu allen andern Empfindungen, welche in ihm ihre Quelle haben, befähigt sein. Wenn aber so die Befähigung des Menschen zur Religion ihrem letzten Grunde nach auf unserer sittlichen Natur beruht, so ergibt sich daraus, daß nur in so weit, als der Mensch sich seiner sittlichen Natur bewußt ist, die Wahrheiten der Religion, und zwar der geoffenbarten so gut als der Vernunftreligion, von ihm so lebendig erfaßt werden können, daß sie die Innigkeit und Kraft des Glaubens erlangen.

Wenn aber gegenwärtig der Glaube an die Existenz einer höheren sittlichen Macht, welcher wir Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind, fast allenthalben in so hohem Grade erschüttert ist, an wem liegt die Schuld? Die Kirchenmänner werden sagen, die Schuld liege am Staate, welcher ihre Macht geschmälert, den Unglauben gegen das Einschreiten der Kirche in Schutz genommen, seine ganze Sorgfalt anderen Interessen als denen der Religion zugewendet habe. Die Kirche hat das Recht, schwere Anklagen gegen den Staat zu erheben, wenn sie selbst immer auf dem rechten Wege war, wenn sie selbst stets vor allen

Dingen darnach trachtete, die Grundbedingung aller Religion unter uns aufrecht zu erhalten, wenn sie selbst in allen Dingen mit gutem Beispiel voranging.

Warum hat denn überhaupt der Staat eure Macht geschmälert? Er that es in neueren Zeiten zumeist aus dem Grunde, weil es mehrere Kirchen gab, und weil diese sich untereinander nicht vertragen konnten, einander befehdeten und verfolgten bis auf's Blut. Und was war denn der Grund und Zweck dieser Kämpfe? Seit achtzehnhundert Jahren hat es innerhalb der christlichen Kirche unzählige Abweichungen in der Auffassung der christlichen Lehre und sehr verschiedene Bekenntnisse gegeben. Nicht ein einziges dieser Bekenntnisse leugnete eine höchste heilige Macht über uns, nicht ein einziges derselben leugnete, daß wir bei redlichem Streben den göttlichen Willen erkennen können, und daß es unsere Pflicht sei, ihn in Ehrfurcht und Gehorsam zu erfüllen, so gut wir es vermögen.

Jedes dieser Bekenntnisse, wie abweichend von einander und wie unvollkommen sie auch sein mochten, trug in sich die Grundbedingung der Religion und war fähig, die Menschen zu Gott zu führen. Hätten sich die Anhänger dieser verschiedenen Bekenntnisse, ohne das Geringste von ihrer eigenen Ueberzeugung zu opfern, brüderlich in der gemeinsamen Aufgabe, die Menschen zu Gott zu führen, unterstützt, hätten sie das, was die Hauptsache ist und worin sie übereinstimmten, zu ihrer Hauptaufgabe gemacht, und hätten sie das, worin sie nicht übereinstimmten, Gott anheimgestellt, durch die That zu beweisen suchend, welches Bekenntniß richtiger und geeigneter sei, die Menschen zu Gott zu führen, so würde es jetzt besser um den Glauben

bei uns stehen, und dann würde auch für den Staat ein Hauptgrund, die Macht der Kirche oder der Kirchen zu schmälern und sich auf einen neutralen Boden zu stellen, hinweggefallen sein. Statt dessen verketzerten und bekämpften sich die Anhänger der verschiedenen Bekenntnisse in jeder Weise und verfälschten dadurch geradezu die Natur der Religion. Denn durch diese theologischen Händel wurden Fragen, welche im Verhältniß zur Hauptfrage doch nur von untergeordneter Art sind, zur Hauptsache gemacht und die eigentliche Hauptsache darüber vergessen. Und indem Fragen, welche doch nur mit den Waffen des Verstandes und der Gelehrsamkeit entschieden werden können, zur Hauptsache gemacht wurden, wurde von der Kirche selbst der Kampf auf ein Gebiet hinübergespielt, auf welchem der Glaube nothwendig dem Unglauben unterliegen mußte, weil die Wurzel des religiösen Glaubens gar nicht auf diesem Gebiete zu suchen ist. Mit derselben Gehässigkeit aber, mit welcher die Kirchenmänner der verschiedenen Bekenntnisse sich gegenseitig verfolgten, wütheten sie auch gegen die Anhänger des eigenen Bekenntnisses. Die reinste Gottesfurcht, das kindlichste Vertrauen auf Gott, die treueste Hingebung in seinem Dienste schützten nicht gegen die Verfolgung, wenn dieselben nicht mit strengem Festhalten am kirchlichen Lehrbegriff in allen seinen Theilen verbunden waren. Sollte der Staat ruhig zusehen, wie menschliche Rechthaberei so in seinen eigenen Eingeweiden, gegen seine besten Bürger wühle? Sollte er ruhig zusehen, wie die Kirche, um solche Zwecke mit größerem Nachdruck verfolgen zu können, nach der Oberherrschaft über ihn selbst strebte? Wo die Kirche auf

solchen Wegen war, da mußte der Staat, wenn er nicht durch innere Kämpfe und ohne allen Nutzen für die Kirche selbst, zu Grunde gehen wollte, der Gewalt der Kirche Schranken setzen.

Und jetzt, wo die in ihren Grundlagen erschütterte Gesellschaft fühlt, daß der Unglaube die Quelle aller ihrer Leiden sei, was haben wir wohl jetzt von der Kirche, von den Kirchenmännern aller Parteien zu erwarten? Wird es ihnen vor Allem darum zu thun sein, das so allgemein geschwächte und bei Unzähligen fast erstorbene sittliche Bewußtsein wieder zu beleben, uns daran zu erinnern daß wir durch unsere sittliche Natur, durch unsere Fähigkeit den göttlichen Willen zu erkennen, „Gottes Kinder" sind? Wird sie es als ihre dringendste Aufgabe betrachten, überall, bei Hoch und Niedrig, auf die Bereitwilligkeit hinzuarbeiten, den göttlichen Willen zu ehren und ihm den menschlichen unterzuordnen? Oder wird die Kirche vielmehr vor allen Dingen darauf hinarbeiten, die von ihr abweichenden Bekenntnisse zu bekämpfen und sich bei ihren eigenen Angehörigen die strengste Anerkennung des Bekenntnisses und der Satzungen der Kirche zu erzwingen, in dem Wahne, daß, wenn diese Begriffe einmal in den Köpfen der Menschen stecken, der Glaube, welcher seine Quelle nicht im Denken, nicht in den Vorstellungen hat, hintennach kommen werde? Wenn sie das Erstere thut, mit hohem sittlichem Ernste und mit hoher sittlicher Milde, so wird sie, so viel an ihr ist, ihre Aufgabe lösen und die meist verlorene Macht über die Gemüther der Menschen wieder erlangen. Wenn sie aber das Letztere thut, so wird sie nicht nur ihre Aufgabe nicht lösen, sondern

auch die Gedanken der Menschen noch mehr, als jetzt schon der Fall ist, von demjenigen ablenken, was uns in so hohem Grade nöthig ist, und sie in eine Richtung führen, aus welcher uns keine Besserung erblüht.

Anstatt der sittlichen Selbstprüfung und der ernsten Einkehr in unserem eigenen Innern, anstatt der Demuth und des gläubigen Gottvertrauens, dessen wir so sehr bedürften, würde sie neue Kampfspiele des Verstandes über theologische Fragen hervorrufen und dadurch auf der einen Seite Widerspruch, Rechthaberei und Verstandeshochmuth, auf der andern endlose Zweifel und Zerissenheit der Gemüther befördern. Wer aber das thut, der arbeitet für die Anarchie in der Kirche und im Staate, wie wenig das auch seine Absicht sein mag.

Und — wir wollen ja Christen sein oder wenigstens Christen heißen — würde wohl ein solches Verfahren christlich sein? Was that denn unter Verhältnissen, welche mit unseren Zuständen in so vielfacher Beziehung Aehnlichkeit haben, der Stifter unserer Religion? Wenn der Welt durch Aufstellung eines genau formulirten Glaubensbekenntnisses und durch die buchstäbliche Annahme desselben geholfen werden könnte, wie kommt es, daß Christus damals kein solches Glaubensbekenntniß aufstellte?

Waren damals etwa bereits so richtige Vorstellungen über Gott und unser Verhältniß zu ihm unter den Menschen verbreitet, daß die Aufstellung eines solchen Glaubensbekenntnisses eher entbehrt werden konnte, als zu unserer Zeit? Sind wir jetzt, nachdem das Christenthum bereits achtzehn hundert Jahre bestanden hat, nachdem es

so lange Zeit in allen Städten und Dörfern, in Kirchen und Schulen gelehrt worden ist, ärmer als damals an richtigen Vorstellungen über die Fragen der Religion? War damals die Welt nicht noch mehr als jetzt voll von Irrthümern, Aberglauben und Unglauben aller Art? Wäre es also damals nicht noch viel nöthiger gewesen, zum Unterschiede von allen diesen Irrlehren und um die Einmischung nichtchristlicher Ansichten zu verhindern, einen mit der größten Genauigkeit und Vollständigkeit ausgeführten kirchlichen Lehrbegriff aufzustellen? That denn dieses Christus? Wenn er es gethan hätte, so wären ja wohl alle die endlosen theologischen Händel, welche schon von den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung an die christliche Kirche bewegten, gar nie möglich gewesen und es wäre auch jetzt kein Streit möglich innerhalb der christlichen Kirche, sondern die ganze Kirche stände mit vereinter Kraft ihren Feinden gegenüber. Dennoch stellte Christus kein solches Glaubensbekenntniß auf, wohl aber that er das, wodurch allein der christliche Glaube begründet werden kann. Ueberall wandte er sich an das sittliche Bewußtsein der Menschen, überall erinnert er sie, daß sie göttlichen Ursprungs, daß sie Gottes Kinder seien, überall sucht er in ihnen dieses Bewußtsein zu beleben und zu kräftigen [1]).

Auf das Bewußtsein von unserer höheren, göttlichen Natur sucht er unseren Glauben an Gott, unsere Ehrfurcht vor seinem heiligen Willen, unser kindliches Vertrauen auf ihn zu gründen. Ja er beruft sich sogar geradezu für

1) Ueber Christi Jüngerbildung und das Wesen der christlichen Gemeinde vgl. Beck, „Kirche und Staat", herausgegeben von Lindenmeyer S. 15. 17. 22 ff.

die Wahrheit seiner Lehre auf das Zeugniß unseres eigenen sittlichen Bewußtseins: „So Jemand will deß' Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." Er beruft sich also nicht auf das Zeugniß unseres Denkvermögens, d. h. derjenigen Kraft, deren wir zum klaren Erfassen und richtigen Verstehen der einzelnen Punkte und überhaupt der Form eines Glaubensbekenntnisses bedürfen, er beruft sich vielmehr auf eine andere Kraft in uns, welche nicht durch Unterricht und Belehrung, sondern durch demüthige Unterwerfung unter Gottes Willen und durch treues Befolgen desselben gekräftigt und zu einem Ausspruch befähigt wird, und das ist ja eben das sittliche Bewußtsein. Darum sagt er auch nicht: „Wahrlich, so ihr nicht werdet wie die Schriftgelehrten und Priester," sondern „so ihr nicht werdet wie die Kinder." Hinge das Heil unserer Seele von der Annahme einer bestimmten Form des Glaubensbekenntnisses ab, wobei doch offenbar ein richtiges Verständniß desselben nicht fehlen dürfte, so würden uns gewiß nicht gerade die Kinder als Vorbild hingestellt werden, in welchen die menschliche Unvollkommenheit der Auffassung noch viel größer ist, als bei Erwachsenen. Aber bei den Kindern ist durch ihr sittliches Verhältniß zu den Eltern zugleich einem ähnlichen Gefühle gegen den himmlischen Vater der Zugang bereitet, in ihnen ist durch die Gewohnheit, einer höheren sittlichen Autorität zu gehorchen, das Gewissen empfänglich, das sittliche Bewußtsein lebendig genug, um dem religiösen Denken einen Inhalt, eine Grundlage zu geben, während bei den Erwachsenen Verstandeshochmuth und die Gewohnheit, nur ihrem eigenen

Willen zu dienen, nur allzu oft das sittliche Bewußtsein ersticken.

Aber gerade das war es auch, was die Wuth der Schriftgelehrten gegen ihn so sehr entflammen mußte. Es ist so bequem, gewisse Sätze aufzustellen im Namen der Religion, gewisse Formen im Namen der Kirche, und von der Annahme dieser Satzungen die Rechtfertigung vor Gott abhängig zu machen, indem man voraussetzt, daß das Uebrige, was „noch sonst" vom Menschen gefordert werden muß, sich aus der Annahme dieser Satzungen von selbst ergebe. Gar unbequem aber ist es, zu hören, daß unsere Wiedergeburt gar nicht im Kopfe und im Denken, sondern im Herzen und in der Gesinnung vor sich gehen müsse, daß wir uns ändern, demüthigen, läutern, bessern müssen, um für besser zu gelten, und daß bei diesem mißlichen Geschäfte die gescheidten Leute vor den Einfältigen gar nichts voraus haben sollen. Wie, ein Schriftgelehrter, ein Doktor der Theologie soll durch all' sein Wissen und Denken, durch seine vollkommene Vertrautheit mit allen Satzungen der Kirche nicht ein Titelchen, nichts, gar nichts voraus haben, vor der allersimpelsten Bauernfrau? nichts voraus haben vor Kindern? und wenn er meint, das demüthigende Geschäft der sittlichen Wiedergeburt umgehen und den Himmel mit seiner Dogmatik zufrieden stellen zu können, so soll er sich gar mit übertünchten Gräbern vergleichen lassen? ist das nicht himmelschreiend? darf sich eine Verstandesbildung so das Messer an die Kehle setzen lassen? „Kreuziget ihn!"

Hätte Christus seine Aufgabe in Herstellung einer neuen Form des Bekenntnisses gesucht und diese neue Form

mit den Waffen des Verstandes und der Schriftgelehrsamkeit gegen die herkömmlichen Ansichten vertheidigt, so würde er nimmermehr gekreuzigt worden sein. Die christliche „Sekte" wäre dann auf gleichem Boden mit allen anderen gestanden und er hätte ohne Gefahr neben so viele andere Schulen und Ansichten noch eine weitere stellen mögen. Man würde ihn von der einen Seite angefeindet und verhöhnt, von der anderen geschützt und geehrt haben, und die Welt wäre geblieben, was sie war: innerlich krank. Denn durch eine Aenderung in der Form des Glaubensbekenntnisses ändert man den inneren Menschen nicht.

Man wird dagegen einwenden, eine gewisse Form des Bekenntnisses sei doch offenbar unentbehrlich, und es könne auch unmöglich gleichgültig sein, welche Form des Bekenntnisses wir wählen, da nur eine einzige unter den verschiedenen möglichen Formen die richtige sein könne. Ganz gewiß. Selbst wenn wir es nicht wollten, würde unser denkender Geist die Thatsachen unseres sittlichen Bewußtseins in eine bestimmte Vorstellungsweise einkleiden und sie für sich selbst und für Andere in gewisse Sätze zusammenfassen, es ist das eine in unserer denkenden Natur begründete Nothwendigkeit. Nur sollten wir, wenn wir von freier Wahl des Bekenntnisses sprechen, nicht vergessen, daß wir zwar die Kirche und ihr Bekenntniß wählen können, daß aber die Art der Auffassung dieses Bekenntnisses und die Vorstellungen, welche wir mit demselben verbinden, gar nicht in unsere Wahl gelegt sind. Auch in Bezug auf den denkenden Geist gilt, was in Bezug auf die sittliche Kraft des Glaubens: Man glaubt nicht, was man glauben will, sondern was man glauben

kann. Und auch das ist unbestritten, daß in unserem Glaubensbekenntnisse und in unserer Form des Glaubens uns gar nichts gleichgültig, gar nichts unwichtig sein soll. Ihr sollt die Form hochachten um des Inhalts willen, wie ihr den Körper hochachten sollt um der Seele willen. Und wo ihr berufen seid, euren Glauben zu bekennen und zu lehren, da sollt ihr ihn ganz so lehren, wie ihr ihn in euch traget, unverhüllt, mit ehrlichem Wort, im Ganzen und in seinen Theilen. Aber das gleiche Recht sollt ihr auch Anderen zugestehen, und Diesen gegenüber sollt ihr euch erinnern, daß Christus nicht sagte: „An ihrem Glaubensbekenntniß sollt ihr sie erkennen," sondern „an ihren Früchten." Diesen gegenüber sollt ihr euch erinnern, daß die Gesinnung nicht bedingt ist durch die Formen der Vorstellungen. Und wie ihr im gewöhnlichen Leben über den Charakter des Menschen nicht nach der Farbe seiner Haare, nicht nach der Form seines Körpers urtheilet, ebenso sollt ihr auch bei eurem Urtheil über die religiöse Gesinnung verfahren. Ihr saget freilich: „Nur eine Form des Glaubens kann die richtige sein", und darüber wird zuletzt auch Niemand mit euch streiten. Aber wenn ihr daraus folgert, daß Diejenigen, welche diese allein richtige Form sich nicht angeeignet haben, Ketzer seien, so sind wir eben Alle sammt und sonders Ketzer, denn sogar der Verstand der Allerverständigsten ist nicht im Stande, die reine göttliche Wahrheit ohne Beimischung der allergröbsten menschlichen Irrthümer oder Mängel zu erfassen. Ihr armseligen Geschöpfe könnt es mit aller Mühe nicht dahin bringen, daß zwei Menschen, wenn sie aus dem ersten besten Buche eine halbe Seite

lesen, mit dem Gelesenen genau die gleichen Vorstellungen verbinden, und ihr wollt das Seelenheil von Millionen davon abhängig machen, daß diese Millionen sich alle genau die gleichen Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen machen? Denn wenn ihr das nicht erreichet, so habt ihr ja doch offenbar den Zweck nicht erreicht, welchen ihr durch die allgemeine Annahme des allein richtigen Glaubensbekenntnisses zu erreichen hofftet.

Statt daher mit Anderen zu rechten über die Irrthümer ihres Denkens, verbessert erst eure eigene stets unvollkommene Auffassung des Glaubensbekenntnisses, wenn euch dieses Bekenntniß so theuer und werth ist, als es euch sein soll. Wer das redlich thut, der wird bald zur Milde im Urtheil über Andersdenkende geleitet werden, denn er wird vielleicht schon nach kurzer Zeit die Entdeckung machen, daß er früher in vielfachen Irrthümern befangen war. Und wenn ihm dabei dennoch seine Erinnerung das Zeugniß geben kann, daß er auch früher, trotz jener Irrthümer, von einem redlichen Streben und von gottesfürchtiger Gesinnung erfüllt war, so wird ihn das ermahnen, über Andere nicht den Stab zu brechen, sie nicht nach ihren Worten, sondern nach ihren Früchten zu beurtheilen.

Nicht Alle, welche zu einer kirchlichen Gemeinschaft verbunden sind, können das Gleiche d e n k e n, aber Alle können sich in gleicher Demuth vor Gott beugen, sich in gleicher Gesinnung der E h r f u r c h t und L i e b e zu ihm wenden, ähnlich wie Kinder zu einem Vater. Lasset dieses Band der gleichen G e s i n n u n g wieder das eigentliche Band der christlichen Gemeinschaft werden, dann wird bald ein neues Leben den halb erstarrten Körper der Kirche

durchdringen, dann werden Tausende, welche jetzt noch sich fern halten von der Kirche, sich wieder zu ihr wenden, um in ihrem Schooße und in gemeinschaftlicher Erbauung Nahrung zu suchen für ihre Seele, um erlöst zu werden von jener inneren Leere, welche sie quält, und um den Frieden mit Gott wieder zu finden, welcher allein die Quelle alles wahren Glückes ist. Wenn das Bewußtsein dieses inneren Glückes, welches wir der christlichen Religion verdanken, erst wieder allgemeiner wird, dann wird auch die Gesinnung der Dankbarkeit wieder allgemeiner werden gegen die Kirche, und diese Dankbarkeit wird die Leute mächtiger zu ihr hinziehen, als alle jene lächerlichen der Sache selbst nur schädlichen Befehle zum Kirchenbesuch. Und ihr werdet dann vielleicht bald noch eine andere Erfahrung machen. Während ihr jetzt durch kein Mittel der Belehrung oder des äußeren Zwanges die durch unsere Alles zersetzende Verstandesbildung erhöhte Verschiedenheit des Denkens und der Ansichten auszugleichen oder zu vertilgen vermöget, werdet ihr sehen, daß auf dem neugewonnenen Boden einer in der Gesinnung und in dem sittlichen Bewußtsein begründeten Gemeinschaft jene Verschiedenheit der Ansichten schnell aufhören wird, störend zu sein, ihre Schärfe verlieren und allmälig sogar derjenigen Uebereinstimmung Platz machen wird, welche im menschlichen Denken überhaupt möglich und wünschenswerth ist. Weder der Sieg und die ausschließliche Herrschaft einer einzigen Form des Glaubensbekenntnisses, noch die Zertrümmerung der Kirche in freie Gemeinden und die Abschaffung jeder Form des Glaubensbekenntnisses wird den Gemüthern den verlorenen Frieden wieder geben.

Es gibt zu diesem Ziele nur einen Weg; wenn wir Christen sind, so sollten wir ihn kennen und wollen.

Der Staat[1]) aber möge sich hüten, durch Zwang und Gewaltmaßregeln die Anerkennung des kirchlichen Lehrbegriffes befördern zu wollen. Auf diesem Wege kann er wohl Heuchler in Menge erlangen, sie sind sogar für Geld und äußere Vortheile zu haben. Nur bilde sich dann ja Niemand ein, daß dadurch für die Sicherheit der Staaten und für die Herstellung des inneren Glückes der Einzelnen das Geringste gewonnen würde. Man würde dadurch nur „übertünchte Gräber" erhalten, in welchen der alte Moder der Verwesung fortwirken würde. Durch äußere Annahme eines Glaubensbekenntnisses erhaltet ihr noch keine Gefühle der Ehrfurcht, keine innere Bereitwilligkeit zu demüthiger Unterordnung unter ein göttliches Gebot, und es bleibt euch daher auch in menschlichen Dingen der alte Hang zu souveränen Gelüsten zu besiegen. Und ebenso wenig erhaltet ihr durch diese äußere Annahme eines Glaubensbekenntnisses jenen Seelenfrieden, welcher nicht nach zeitlichem Wohlstand lüstern ist, es bleiben euch also, nach wie vor, die alten Theilungsgelüste zu bekämpfen. Im Gegentheil, die Sache wird noch schlimmer sein. Denn zu allen anderen Beweggründen, welche zur Auflehnung gegen das Bestehende und gegen die Macht der Regierung antreiben, wird noch der kirchliche Zwang hinzukommen, von welchem sich die Leute werden befreien wollen.

---

1) Ueber das Verhältniß des Staates zu Religion und Kirche vgl. Lindenmeyer, „Kirche und Staat" S. 35 ff.

6. Die Erziehung.

Die Kirche, für sich allein, besitzt unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht die Mittel, den Wahrheiten der Religion überall tieferen Eingang in die Herzen der Menschen zu verschaffen. Die Kirche kann nur ermahnen, nicht die Gemüther empfänglich machen für diese Ermahnungen. Sie kann nur erinnern, nur in's Gewissen reden, nicht jene sittlichen Erfahrungen selbst bilden, an welche sie erinnern soll, nicht das Gewissen kräftigen, an welches sie appelliren soll. Was hilft das Ausstreuen des besten Samens, wenn er fast allerwärts auf steinharte Erde fällt? Erst muß der Boden zur Aufnahme des Samens zubereitet werden, es müssen die Steine, welche ihn bedecken, entfernt, es muß die harte Rinde mit dem Eisen durchbrochen werden. Das ist schwere Arbeit, welche mehr Hände, mehr Zeit und andere Mittel erfordert, als das Geschäft des Sämanns.

Diesen vorbereitenden Einfluß, durch welchen die Kirche unterstützt werden muß, kann jedes Verhältniß auf den Menschen ausüben, in welchem sittliche Beweggründe auf ihn einwirken können, ganz besonders aber das unmittelbare Verhältniß zu überlegenen sittlichen Persönlichkeiten. Wenn der Staat und seine Leitung, wenn die Gesetze und ihre Handhabung, wenn die Gesellschaft und der gesellschaftliche Verkehr von sittlichen Ueberzeugungen durchdrungen ist, dann strömen dem sittlichen Bewußtsein des Einzelnen von überallher so viele Anregungen zu, welche dasselbe entwickeln und kräftigen, daß in ihm die sittlichen Ueberzeugungen wie von selbst entstehen, und

dann ist die Aufgabe der Kirche eine leichte. Wenn aber im Gegentheil der Einzelne überall, wohin er blickt, nur die Abwesenheit sittlicher Ueberzeugungen entdeckt, wenn ihm überall nur andere als sittliche Beweggründe entgegentreten, dann bedarf es einer ungewöhnlichen Stärke seines sittlichen Bewußtseins, wenn dasselbe nicht allmälig durch diese Eindrücke immer mehr geschwächt werden soll, und nicht leicht wird ein Mensch, wie redlich auch sein Streben sein mag, unter so ungünstigen Umständen der Nämliche werden oder bleiben können, welcher er unter günstigeren Umständen geworden oder geblieben wäre. Denn „wer nicht für mich ist, der ist wider mich.“ Eine Bildung, welche nicht von sittlichen Ueberzeugungen getragen ist, vernichtet dieselben.

Kein anderes Verhältniß aber ist so geeignet, jenen vorbereitenden Einfluß auf die Gemüther, welchen die Wirksamkeit der Kirche nicht entbehren kann, zu vermitteln, als das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, und keine andere Zeit ist ihm so günstig, als die Zeit der ersten Lebensjahre. Wo diese Zeit und dieses Verhältniß ungenützt vorübergeht, da kann das Versäumte später nur sehr schwer nachgeholt werden, und am allerwenigsten durch die Kirche allein nachgeholt werden, welcher fast alle äußeren Bedingungen zu einer so weit reichenden Einwirkung fehlen. Darum wird die Religion, die Innigkeit des Glaubens immer und überall es furchtbar schwer empfinden, wenn die häusliche Erziehung nicht mit voller Kraft ihren sittlich bildenden Einfluß auf das heranwachsende Kind geltend macht.

Aber welche Bedingungen setzt wohl dieser sittlich

erziehende Einfluß der Eltern, von dessen Ausübung ein so großer Theil unserer Befähigung zur Religion abhängt, in den Eltern voraus? Setzt dieser Einfluß ein gewisses Maß von Kenntnissen, von Verstandesbildung bei den Eltern voraus? setzt er die richtigste Form des Glaubensbekenntnisses und also auch das möglichst richtige Verständniß dieser Form und ihres Sinnes voraus? Das wäre eine für die große Mehrzahl ganz unmögliche Bedingung, denn die meisten Eltern können nach ihrer ganzen äußeren Lage gar nie dahin gelangen, auf diesem Wege und durch diese Mittel einen bildenden Einfluß auf ihre Kinder auszuüben. Aber Gottlob, es bedarf dieser Bedingung nicht, und wie wünschenswerth es auch der Kirche erscheinen mag, daß schon von Kindheit an durch die Eltern auch für die Form der religiösen Vorstellungen ein über das Allereinfachste hinaus gehender Einfluß geübt werden möge, nöthig, zu dem hier in Frage stehenden Zwecke nöthig ist die Erfüllung dieses Wunsches nicht. Aber etwas Anderes ist dazu unerläßlich nöthig, etwas, was in der ärmsten Hütte und bei dem allergeringsten Grade geistiger Bildung ganz ebenso gut vorhanden sein kann, als im Palaste und bei der vorgeschrittensten religiösen Einsicht, und dieses Andere heißt: das volle Bewußtsein unserer eigenen sittlichen Natur, der lebendige Glaube an die Allgegenwart eines heiligen Gottes, eine tiefe Ehrfurcht vor ihm, ein unerschütterliches Vertrauen auf ihn. Wo dieser Glaube lebendig in den Eltern wirkt, da wird auch die rechte Zucht von ihnen geübt werden, jene Zucht, welche nicht im eigenen Namen geübt wird, sondern im Namen dessen, welchem sie das Glück ver-

danken, Kinder zu besitzen, und welchem sie verantwortlich sind für die Erziehung derselben. Wo dieser Glaube lebendig in den Eltern wirkt, da wird er auch auf die Kinder sich übertragen, selbst ohne die Beihülfe von Kenntnissen und Unterricht, welche nur die wenigsten Eltern zu leisten vermögen, blos durch die stillwirkende Kraft des erziehenden Einflusses. Wo aber dieser Grund gelegt ist, da kann es der Kirche nicht schwer werden, auf diesem Grunde in dem rechten Sinne weiter fortzubauen.

Ist nun wohl jene Bedingung, von welcher die Ausübung eines sittlich erziehenden Einflusses abhängt, bei der Mehrzahl der Eltern in hinlänglichem Grade vorhanden? Als ein theoretisches Fürwahrhalten, als eine Ansicht, zu welcher sich die Leute bekennen, wenn gerade auf religiöse Fragen die Sprache kömmt, mögen jene religiösen Wahrheiten noch bei der großen Mehrheit vorhanden sein. Kirche, Schule, Ueberlieferung erhalten diese Ansichten zur Zeit noch bei sehr Vielen, aber — nur als Ansichten. Wer aber von bloßen Ansichten einen bestimmenden Einfluß auf unser Thun und Lassen erwartet, der kennt sich selbst und die menschliche Natur nicht. Anderen gegenüber rufen wir allerdings gern die Autorität solcher Ansichten an, wenn die Bestrebungen dieser Anderen mit unseren eigenen Interessen und Gefühlen in Widerspruch stehen, aber unser eigenes Thun und Lassen wird stets nur durch sinnliche und sittliche Gefühle, stets nur durch sinnliche und sittliche Bedürfnisse bestimmt. Das ist ja gerade der Unterschied zwischen Ansichten und Ueberzeugungen, daß jene nur in unserem Denken wurzeln, diese aber sich auf sinnliche oder sittliche Erfahrungen gründen. Und

darin liegt ja auch der so oft verkannte Unterschied zwischen Wissen und Glauben, daß jenes seine Kraft aus sinnlichen, dieser aus sittlichen Erfahrungen schöpft.

Wenn wir es aber noch nicht von anderer Seite her wüßten, daß jene Ueberzeugungen, von denen der sittlich erziehende Einfluß bedingt ist, bei den meisten Eltern nicht mehr als wahre Ueberzeugungen bestehen, nicht in ihrem innersten Bewußtsein begründet sind, nicht ein das ganze Thun und Lassen bestimmender Glauben sind, so könnten wir es aus dem gegenwärtigen Zustande der Erziehung lernen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Denn darin kann für uns kein Trost liegen, daß zur Zeit der Geist der Jugend noch an manchen Orten ein erfreulicher ist, da nämlich, wo auch unter den Erwachsenen noch ein guter Geist herrscht, wenn wir doch zu gleicher Zeit von so vielen anderen Seiten her hören, daß weitaus die meisten Erfahrungen auf eine sichtliche und rasche Zunahme aller der Zeichen hinweisen, welche die unvermeidliche Wirkung einer verkehrten Erziehung oder des Mangels an einer guten Erziehung sind. Ob dann diese Zeichen mehr in äußerer Roheit und Frechheit, oder mehr in einer Unzugänglichkeit des Gemüths für sittliche Einflüsse bestehen, ob der Mangel an Ehrfurcht gegen Vater und Mutter und gegen jedes sittliche Gebot sich mehr in offenem Trotz oder mehr in stiller Mißachtung und in emancipationslustiger Rechthaberei sich äußert, ob die Genußsucht die Jugend mehr zu groben Exzessen oder mehr zu einer feineren Sinnlichkeit führt, welche das liebe Ich nur mit Annehmlichkeiten umgeben und jede Anstrengung, jedes Opfer von ihm fern halten möchte, — diese und ähnliche

Verschiedenheiten sind ohne Bedeutung gegenüber von der eigentlichen Frage, ob die Erziehung ihre Pflicht thue, ob sie dieselbe mit dem rechten Erfolg thue.

Sehr viele Eltern, welche sich recht wohl bewußt sind, wie wenig von ihrer Seite für die sittliche Erziehung ihrer Kinder geschehe, beruhigen sich bei dem Gedanken, daß sie dieselben ja in die Schule schicken. Und allerdings wird man demjenigen, was von Seiten der Schule für sittliche Erziehung geschehen kann, eine um so höhere Bedeutung beilegen müssen, je allgemeiner die häusliche Erziehung diese Aufgabe nur mangelhaft löst. Dabei darf man aber nicht übersehen, daß die Schule bei der Lösung des erziehenden Theils ihrer Aufgabe mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als das elterliche Haus. Denn für's Erste werden ihr die Kinder erst in einem Alter übergeben, wo das Gemüth und die Gewohnheiten schon eine ziemlich bestimmte Richtung angenommen haben, welche, wenn sie fehlerhaft ist, nicht mehr so leicht verbessert werden kann. Für's Zweite steht der erziehende Lehrer einer größeren Masse sehr verschiedenartiger Kinder gegenüber, welche er gleichförmig behandeln soll, ein Verhältniß, durch welches die Aufgabe, jeden Einzelnen möglichst nach seiner Persönlichkeit und nach den Bedürfnissen seines sittlichen Standpunktes zu behandeln, äußerst erschwert wird. Für's Dritte sind die sittlichen Beziehungen, in welche der Lehrer zu den Schülern tritt, viel einförmiger und beschränkter, bieten ihm viel weniger Gelegenheit, seine Schüler nach ihrer Persönlichkeit kennen zu lernen und auf dieselben Einfluß zu üben, als dieses bei der elterlichen Erziehung der Fall ist. Endlich wird dem Lehrer, wenn der häusliche

Einfluß vor dem Beginn der Schuljahre nicht der rechte war, durch diesen häuslichen Einfluß auch während der Schuljahre seine Aufgabe unendlich erschwert, theils dadurch, daß dort wieder verdorben wird, was er gut gemacht hatte, theils dadurch, daß er in denjenigen Fällen, wo er bei seinen schon an sich minder ausgedehnten und gesetzlich beschränkten Erziehungsmitteln einer Unterstützung durch die Eltern bedürfte, diese Unterstützung dort nicht findet. Deshalb sollte der Gedanke an das, was die Schule unter günstigen Verhältnissen leisten kann, nie uns veranlassen, die Bedeutung der häuslichen Erziehung zu verkennen.

Aber gerade je größer die Schwierigkeiten des erziehenden Theiles der Aufgabe der Schule sind, um so mehr sollte der Staat, wenn er überhaupt diese erziehende Aufgabe anerkennt und Werth auf sie legt, zumal in unserer an sittlichen Ueberzeugungen und an sittlicher Kraft so armen Zeit, darauf bedacht sein, die erziehenden Mittel der Schule so sehr als nur irgend möglich zu verstärken. Und es kann auch gar keinem Zweifel unterliegen, daß der Staat die erziehende Aufgabe der Schule erkennt. Ueberall, wo die Aufgabe der Schule und der Zweck des Unterrichts Gegenstand öffentlicher Erörterung wird, da fehlt es nicht leicht an gar schönen Worten über die hohe Bedeutung und die wohlthätigen Wirkungen einer religiösen Gesinnung, und bei jeder Gelegenheit werden die Lehrer daran erinnert, daß es ihre Pflicht sei, die Jugend zu guten Bürgern zu „erziehen", welche göttliches und menschliches Gesetz achten und der Welt durch das Beispiel der edelsten Tugenden voranleuchten. Aber gleichzeitig fehlt es nicht an Maßregeln, durch

welche der Schule die Lösung dieser für sie ohnehin nicht gerade leichten Aufgabe absolut unmöglich wird. Gerade so, wie der Philosoph durch die Kraft des Begriffes die „neue Grundlage" sucht, und gerade so wie die Kirchenmänner durch die Form des Glaubens zum Glauben gelangen wollen, gerade so bildet sich der Staatsmann ein, daß durch Unterricht, durch Mittheilung von Kenntnissen, durch formale Verstandesbildung, mit einem Worte durch das, was man gegenwärtig „wissenschaftliche Bildung" nennt, die sittliche Veredlung nothwendig erreicht werden müsse. Deßhalb leitet er denn auch das Schulwesen ausschließlich im Interesse dieser wissenschaftlichen Bildung und trifft eine lange Reihe von Anordnungen, welche alle nur auf eine möglichste Steigerung dieser wissenschaftlichen Resultate abzielen, aber mit der Aufgabe einer sittlich bildenden Einwirkung des Lehrers und des Unterrichts auf den Schüler in offenbarem Widerspruch stehen. Wenn dennoch von vielen Lehrern, welche ihren hohen Beruf richtig erfassen, sogar unter diesen Verhältnissen noch segensreich auf manche Schüler eingewirkt wird, so geschieht das eben nicht in Folge der bestehenden Einrichtungen, sondern trotz der Hemmnisse, welche diese Einrichtungen ihnen nach allen Seiten hin bereiten, und nur weil eine tüchtige sittliche Persönlichkeit, wie sehr man auch ihr Wirken lähmen mag, nie ganz verhindert werden kann, wenigstens zuweilen das Gewicht ihrer sittlichen Kraft in die Wagschale zu werfen. Da aber, wo der Staat sich wirklich erinnert, daß er sich noch nach anderen Garantien für einen sittlich bildenden Einfluß der Lehrer umsehen müsse, da weiß er in der Regel

nichts Klügeres zu thun, als Form zu Form hinzuzufügen, und von den Lehrern die Versicherung zu fordern, daß sie an der buchstäblichen Form dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses festhalten. Ein feines Mittel!

Es ist traurig, wenn man in Deutschland nicht mehr weiß, welche Bedingungen unerläßlich sind zu einer sittlichen Erziehung, es ist traurig, wenn man dieses in einem Lande nicht mehr weiß, welche so lange Zeit halb Europa mit Erziehern versorgte. Der unbedeutendste dieser Erzieher, der jüngste Kandidat der Theologie, welcher irgendwo eine Hauslehrerstelle mit erziehenden Verpflichtungen übernahm, wußte früher ganz klar, welche Stellung er fordern müsse, um eine Verantwortlichkeit für seine erziehende Thätigkeit zu übernehmen, und wenn ihm diese Bedingungen nicht gewährt wurden, so lehnte er entweder die Verantwortlichkeit oder die Stelle ab. Wenn man einem solchen Erzieher bei seinem Eintritt in das Haus eine schriftliche Anweisung überreicht hätte, in welcher nicht blos Alles, was er zu thun habe, genau verzeichnet stünde, sondern auch die Art, wie er es zu thun habe, mit welchen Hülfsmitteln und Lehrbüchern, nach welcher Methode, in welcher Aufeinanderfolge der Zeit und in welchen Tagesstunden, ferner wie weit er in jedem einzelnen Gegenstand von Jahr zu Jahr kommen müsse, wie groß die Aufgaben sein könnten, welche er Tag für Tag seinem Zögling zumuthen dürfe, endlich in welchen Fällen er strafen dürfe, und in welchen Fällen nicht, so würde der angehende Erzieher sich sehr gewundert haben, daß man unter solchen Verhältnissen einen erziehenden Einfluß von ihm erwarte. Wenn man ihm dann ferner gesagt haben würde, daß

er bei seiner Thätigkeit unter die fortwährende Aufsicht eines respektabeln Instanzenzugs gestellt werden solle, welcher darüber wachen werde, daß er sich in Allem genau an die vorgeschriebene Form halte, dann würde dieser Erzieher kaum mehr gewußt haben, ob er wache oder träume. Hätte man aber endlich gar diesem ehrsamen Kandidaten der Theologie noch weiter eröffnet, daß er nicht der einzige Erzieher dieses Zöglings sein werde, sondern daß man, um Einseitigkeit zu vermeiden, für diesen Zögling eine kollegialische Erziehung durch ein halbes Dutzend Erzieher bestellen werde, welche unter einander nach den Tagesstunden in ihrem erziehenden Geschäft abwechseln sollten, daß er mit diesen Kollegen sich über die Grundsätze der Erziehung zu verständigen suchen müsse, daß er aber jedenfalls mit diesen gemeinschaftlich die Verantwortlichkeit für das Resultat zu tragen haben werde, dann würde sicherlich dieser Erzieher sich auf dem Absatz umgedreht haben, und in drei Sprüngen die Treppe hinabgeeilt sein, in der Meinung, er sei in ein Haus gerathen, wo es bei den Leuten im Oberstübchen nicht ganz geheuer sein möge.

Indessen, wir stehen nun einmal in unserem ganzen modernen Staatsleben auf jenem erleuchteten Standpunkte, wo das Gewicht einer sittlichen Persönlichkeit gleich Null gilt, und alles Heil von den durch unsere formale Weisheit zu entwerfenden Instruktionen und leitenden Vorschriften erwartet wird, und so dürfen wir uns denn auch nicht wundern, daß man ebenso unserem kränkelnden und immer mehr absterbenden Schulleben stets nur durch formale Aenderungen, durch vermeintliche Verbesserungen

im Lehrplane, und durch Erlasse, Instruktionen, Vorschriften, Befehle und Verbote aller Art wieder auf die Beine zu helfen sucht, dem eigentlichen Sitze der Krankheit aber um keinen Preis zu Leibe geht. Und da man ferner im Schulwesen nun einmal die eigentliche sittlich bildende Wirkung nicht von den Personen, sondern von der Wissenschaftlichkeit des Unterrichts erwartet, so ist es auch ganz natürlich, daß man von Unten bis Oben das Lehrgeschäft unter möglichst viele Lehrer vertheilt, weil Jeder es um so leichter zur Meisterschaft bringt, auf ein je kleineres Gebiet er sich beschränkt, wie man das bekanntlich in jeder Fabrik sehen kann, wo der eine Arbeiter dieses Stück, der andere jenes anfertigt. Zuletzt setzt man dann die einzelnen Stücke zusammen, und da gibt es ein herrliches Ganzes, wenigstens in der Fabrik. In der Schule unterliegt freilich diese letztere Operation des Zusammenfassens größeren Schwierigkeiten: „Die Theile hat er in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band.“ Indessen, der Kraft des Begriffes ist ja kein Ding unmöglich.

Aber unter welchen Bedingungen kann denn der Unterricht für sich allein, und abgesehen von dem, was die Persönlichkeit des Lehrers dabei leistet, die erziehenden Wirkungen äußern, welche man von ihm erwartet?

Jeder Unterricht, als solcher, kann nur insofern sittlich bildend wirken, als er an die in unserem Bewußtsein bereits niedergelegten sittlichen Erfahrungen erinnert, durch Darlegung ähnlicher Beispiele jene Empfindungen auffrischt, und durch Erklärung ihrer höheren Bedeutung unser Interesse für sittliche Wahrheiten steigert. Schon

hieraus ergibt sich von selbst, daß die *wissenschaftliche Form* des Unterrichts keine sittlich bildende Kraft haben könne, weil sie sich an den Verstand und nicht an das sittliche Bewußtsein wendet, und daß, je mehr die Gedanken auf die wissenschaftliche Form hingelenkt werden, um so weniger sie sich dem sittlichen Bewußtsein zuwenden können. Und das Nämliche wird von allem *Wissen* überhaupt gelten, mag es nun mehr den Verstand oder mehr das Gedächtniß in Anspruch nehmen. Einen sittlich bildenden Einfluß hat das Wissen an und für sich selbst noch nicht. Von anderer Bedeutung ist allerdings wieder das *Lernen*, die *Arbeit* des Schülers, aber dabei hängt Alles von den leitenden Beweggründen ab, welche theils durch den häuslichen erziehenden Einfluß, theils durch den persönlichen Einfluß des Lehrers bedingt sind. Davon handelt es sich also hier, wo nur vom Unterricht als solchem die Rede ist, nicht.

Hiernach wird sich nun Jedermann leicht selbst sagen, daß z. B. der *mathematische* Unterricht (als solcher) eine sittlich bildende Kraft nicht wohl haben kann. Das Gleiche wird auch von dem *grammatischen* Unterricht und überhaupt vom *Sprachunterricht*, so weit er es nämlich nur mit der Form zu thun hat, gelten müssen. Sehr wohl aber kann der Sprachunterricht durch den Inhalt der gelesenen Werke in der Hand eines erziehenden Lehrers ein treffliches Bildungsmittel werden. Aber dazu bedarf es einmal eine erziehende Stellung und einen durch diese Stellung bedingten erziehenden Einfluß des Lehrers, und dann müssen, ehe der Inhalt der gelesenen Werke in umfassender Weise für diese Zwecke benützt werden

kann, vorher die Schwierigkeiten der Form überwunden sein. Denn es ist immer gefährlich, die Kraft und das Interesse des Schülers zu theilen, so lange nach der einen Seite hin noch größere Anstrengungen nöthig sind. So lange daher noch nicht eine hinlängliche Vertrautheit mit der Form erreicht ist, wird eine solche Hinweisung auf den Inhalt, welche von tieferer Wirkung sein könnte, nur spärlich eintreten können. Bis zu diesem Grade der Vertrautheit mit der fremden Sprache gelangen aber unsere Schüler theils nur spät, theils gar nicht, weil die Schule an einer Ueberfülle des Lehrstoffes leidet, durch welche Zeit und Kraft zersplittert wird, und weil wir durch eine vorwiegende Pflege der wissenschaftlichen Form, welche auf derjenigen Stufe des Unterrichts, wo erziehende Resultate erwartet werden, nichts gelten sollte, den Umfang des Lehrstoffes noch um Vieles durch rein formale Aufgaben erweitern.

Wo von erziehenden Resultaten des Unterrichts die Rede ist, da sollte vor allem der Religionsunterricht genannt werden dürfen. Aber auch dieser kränkelt wohl vielfach an dem allgemeinen Uebel unser Zeit, welche das Heil in der Form sucht. Und zum Ueberfluß hat man an vielen Orten durch eine Einrichtung, welche unserer ausschließlichen Verstandesbildung alle Ehre macht, dafür gesorgt, daß auch dieser Unterrichtsgegenstand möglichst in eine Richtung gedrängt werde, bei welcher für sittliche Bildung nicht viel herauskommen kann: Man hat nämlich den Religionsunterricht in den Kreis der öffentlichen Schulprüfungen hereingezogen. Diese Maßregel, welche in einer andern Zeit minder bedenklich sein könnte, muß

geradezu verderblich wirken in einer Zeit, wo man so allgemein den ganzen Werth der Leistungen der Schule in demjenigen sucht, was durch eine Prüfung nachgewiesen werden kann. Nun kann man bekanntlich sittliche Empfindungen und Gesinnungen nicht füglich zum Gegenstand eines Examens machen, denn sie sind nur an ihren Früchten zu erkennen. Je mehr Zeit und Kraft also der Lehrer darauf verwendet, das Gemüth der Schüler zu läutern und zu kräftigen, um so mehr Zeit entzieht er demjenigen Zwecke, von dessen Erreichung das Urtheil über seine Leistungen abhängt, und um so schlechter wird, unter übrigens gleichen Umständen, das Examen ausfallen. Und da überdies der Religionsunterricht zu denjenigen Gegenständen gehört, über welche es am schwersten ist, ohne längeres und unbefangenes Nachdenken klare und sichere Antworten zu geben, so ist die Gefahr sehr naheliegend, daß der Lehrer seine Schüler entweder auf ein geistreiches Frag- und Antwortspiel einüben oder im Auswendiglernen des Katechismus nebst Zubehör an Liedern und Sprüchen seine Stärke suchen werde.

Auch der Unterricht in der Naturgeschichte kann in der Hand des Erziehers ein sehr nützliches Bildungsmittel werden, wenn er dabei mit Vorliebe auf die überall sichtbaren Spuren einer göttlichen Weisheit und Güte hinweist, wenn er daran erinnert, wie väterlich für die Bedürfnisse aller Geschöpfe gesorgt ist und wie wunderbar der Bau und die Einrichtung derselben sind; wenn er ferner das Interesse sogar für die tief unter dem Menschen stehenden Thiere erweckt, indem er ihre Lebensweise und Gewohnheiten schildert, und wenn er, indem er uns

in ihre Zustände einführt, das menschliche Herz zur Theilnahme und zum Mitgefühl stimmt; wenn er endlich nicht nur auf den reichen Segen hinweist, welcher in der Natur für das leibliche Wohlergehen des Menschen ausgegossen ist, sondern uns auch daran erinnert, wie sehr die Betrachtung der Natur, welche in ihrer erhabenen Größe und in ihrer wunderbaren Mannigfaltigkeit Zeugniß ablegt von der Größe ihres Schöpfers, unseren Sinn von den kleinlichen Sorgen und Zwistigkeiten, in welchen der Mensch so leicht sich verliert, wieder zurückführen kann zu ungetrübteren Empfindungen und zu dem Bewußtsein, ein Theil eines Ganzen zu sein, über welchen die ewige göttliche Liebe im Großen wie im Kleinen wacht. Wenn aber freilich dieser Unterricht seinen Werth in der Mittheilung irgend eines, wenn auch noch so wohlerdachten menschlichen Systems, in der Mittheilung einer Masse von Kunstausdrücken, mit einem Worte, in der wissenschaftlichen Form sucht, so wird die Wirkung viel eher eine Selbstvergötterung des menschlichen Verstandes als eine sittlich erziehende, zur Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott stimmende sein.

Und in ähnlichem Sinne, wie die Naturgeschichte, kann auch der Unterricht in der Geschichte die Aufgabe der Erziehung mächtig fördern. Wenn dieser Unterricht mit der Lebensgeschichte einzelner Männer beginnt, welche durch ihre Persönlichkeit und durch ihren Einfluß auf das Schicksal ihrer Zeitgenossen das Interesse zu fesseln vermögen; wenn er dabei mit Liebe der Männer gedenkt, welche durch ihr Wirken den Dank ihrer Mitwelt und die Achtung späterer Jahrhunderte verdienten; wenn er nicht

blos das politische und öffentliche Wirken dieser Männer, sondern auch ihren Charakter, ihre persönlichen Verhältnisse und die Umstände, welche auf ihre sittliche und geistige Ausbildung Einfluß übten, hervorhebt; wenn er endlich dabei nicht vergißt, indem er den höheren sittlichen Maßstab anlegt, mit Besonnenheit die Fehler jener Zeit zu rügen und mit freudiger Anerkennung ihr Gutes zu rühmen, dann werden diese der Vergangenheit entnommenen Beispiele zu lebenden Vorbildern des Guten werden, welche ihren ermahnenden und warnenden Ruf an das unverdorbene Gemüth der Jugend ergehen lassen und ihr aus allerlei Volk und aus den verschiedensten Jahrhunderten die Lehre zurufen, daß zwar die Sprache, die Sitten, die Gesetze und die ganze Art der Bildung der Menschen die verschiedensten Formen annehmen könne, daß aber trotz aller dieser Verschiedenheiten die Bedingungen für das sittliche Gedeihen des Menschen zu allen Zeiten die gleichen waren, daß von der Erfüllung dieser Bedingungen immer und überall gleichmäßig das wahre innere Glück des Menschen abhängig war, und daß es daher unabhängig von unserem Denken und von den Formen unserer Bildung eine sich ewig gleich bleibende höchste sittliche Macht geben müsse, von welcher unter keinen Verhältnissen unser Gewissen und unser Willen sich ungestraft lossagen kann. Und was zuerst im Einzelnen die biographische Behandlung des Geschichtsunterrichts lehrte, das kann dann auf einer etwas höheren Stufe in umfassenden Bildern die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten durch die eindringlichsten Lehren bestätigen. Aber wenn der geschichtliche Unterricht seinen Werth in der Masse der

Thatsachen sucht, welche er mittheilt, und in der Leichtigkeit, mit welcher der Schüler das ungeheure Material zu ordnen und zu übersehen vermag, so wird man von einem in dieser Richtung ertheilten Unterricht vergeblich eine erziehende Wirkung erwarten. Im Gegentheil wird dabei viel eher zu erwarten sein, daß der Schüler sich hieraus entweder nur die trostlose Lehre von einem zu keinem bleibenden Ergebniß führenden Ringen der Menschheit nach Verbesserung ihrer Zustände entnehmen werde, oder daß er aus der Vergleichung der verschiedenen politischen Einrichtungen und ihrer Wirkung blos Lehren der Klugheit schöpfen werde, welche ihn befähigen sollen, aus eigener verständiger Berechnung und ohne den Hinblick auf ein höheres Gesetz die besten Staatsformen zu erdenken. Nun ist es aber ja gar nicht in die freie Wahl des Lehrers gelegt, in welchem Sinne und in welcher Richtung er seinen Unterricht ertheilen wolle. Seine ganze Stellung, sein Verhältniß zu den Schülern, die Art seines Zusammenwirkens mit anderen Lehrern, bestimmte Vorschriften und die durch die ganze Einrichtung und Leitung des Schulwesens bedingte Richtung des Unterrichts im Allgemeinen zwingen ihn, in der gleichen Richtung zu arbeiten. Und wollte ein Lehrer, ohne daß ihm die zu einem erziehenden Erfolge unentbehrlichen Bedingungen gewährt sind, dennoch nach einem solchen Erfolge streben, so würde er seine Kraft in erfolglosem Versuche, gegen den Strom zu schwimmen, aufreiben.

Man wird vielleicht einwenden, diese Richtung des Unterrichts sei durch die nothwendige Vorbereitung auf die Universitätsstudien geboten. Wenn diese Be-

hauptung richtig ist, so möge man wenigstens so ehrlich sein, einzugestehen, daß aus diesem Grunde auch von einer wahrhaft erziehenden Wirkung des Schulunterrichts nicht die Rede sein könne. Wir werden dann wissen, woran wir sind, und uns vielleicht anderwärts nach erziehenden Mitteln umsehen. Es wäre aber noch die Frage, ob diese Behauptung richtig ist. Es wäre erst noch zu untersuchen, ob diese Art der Vorbereitung eine zweckmäßige Vorbereitung auf die Universität sei. Es wäre zu untersuchen, ob wir, wenn wir die Hälfte unseres Schulballastes über Bord werfen würden, mit der übrig bleibenden Hälfte nicht *mehr* erreichen würden als bisher. Es wäre zu untersuchen, ob wir, wenn wir mindestens für die erste Hälfte der Schuljahre eine ausschließlich erziehende Richtung des Unterrichts erlaubten, nicht *mehr* Liebe zur Sache, nicht *mehr* geistige Frische, nicht *mehr* selbstbewußtes Arbeiten begründen würden. Und es wäre endlich noch zu untersuchen, ob wir, wenn wir auch in der oberen Hälfte die erziehende Richtung des Unterrichts mehr in den Hintergrund und die wissenschaftliche Richtung mehr in den Vordergrund treten lassen wollen, deßhalb die Wissenschaftlichkeit gerade in der *bisherigen* vorherrschend *formalen* Richtung suchen müßten, oder ob ein gesundes Denken nicht auf einem *anderen* Wege *besser* befördert werden würde. Das alles wäre noch zu untersuchen, gehört jedoch nicht hierher. Aber *Eines* muß hier ausgesprochen werden: Wenn man behaupten wollte, daß die gegenwärtige Richtung unseres Schulunterrichts nur um der Vorbereitung auf die Universität willen aufrecht erhalten werde, so wäre dieses eine *unwahre*

Behauptung. Wir verfolgen diese Richtung, weil diese Verkehrtheiten in unserer Vergötterung einer einseitigen Verstandesbildung begründet liegen und es uns an sittlichem Muth und an sittlicher Kraft fehlt, um uns von diesem Vorurtheil los zu machen. Wäre das nicht so, so würden wir uns nicht auch in der Volksschule den gleichen Verkehrtheiten überlassen.

In der Volksschule handelt es sich nicht um Vorbereitung zur Universität und überhaupt um nichts, was damit auch nur eine entfernte Aehnlichkeit hätte. Hier ist die Natur und der Umfang der zu lehrenden Kenntnisse so einfach als nur möglich, und dennoch ist auch hier über dem Streben, den Unterricht nach Umfang und Form zu steigern, der erziehende Theil der Aufgabe in neuerer Zeit immer weniger beachtet worden. Wäre die Geneigtheit unseres Jahrhunderts, den Werth des Wissens und der formalen Verstandesbildung zu überschätzen, minder groß und allgemein, so würden wir gewiß nie dahin gekommen sein, sogar die Volksschule in diese verkehrte Richtung hereingezogen zu sehen. Wir sind aber in dieser Verkehrtheit bereits so weit vorgerückt, daß uns die Anhänger einer sich selbst überschätzenden Seminarbildung den hübschen Satz auftischen durften, der Werth der Volksschule beruhe in der Methode, nach welcher dort das Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird, und da die Geistlichen mit den Kniffen und Pfiffen dieser alleingescheidtmachenden Methoden wenig oder gar nicht vertraut seien, so seien sie unfähig, ein Urtheil über den Werth und die Leistungen dieser Schulen zu fällen. Damit ist wohl deutlich genug gesagt, was man von dieser Seite her von

der erziehenden Aufgabe der Volksschule denkt. Uebrigens ist gerade der Streit, welcher in neuerer Zeit über den Einfluß der Geistlichen auf die Volksschule und über konfessionell getrennte oder vereinigte Schulen geführt wurde und noch nicht beendigt ist, sehr bezeichnend für unsere Zustände. Ein solcher Streit ist überhaupt nur in einer Zeit möglich, wo entweder die Kirche oder die Schule oder beide zugleich eine verkehrte Richtung verfolgen. Wenn die Kirche nichts anderes erstrebt, als die Herzen zu Gott zu führen, und wenn die Schule erkennt, daß ohne die Erreichung dieses Zieles alles Wissen und alle Verstandesbildung werthlos ist, dann ist ein Streit zwischen beiden nicht zu fürchten, und es wird für die Volksschule, deren Aufgabe so einfach ist, daß sie von jedem Geistlichen mit Leichtigkeit übersehen werden kann, eine Betheiligung der Geistlichen nicht nur keinen Nachtheil bringen, sondern in weitaus den meisten Fällen wird gar Niemand sonst in der Nähe sein, dessen Mitwirkung mit einem ähnlichen Erfolge in Anspruch genommen werden könnte.

Wenn aber freilich die Kirche nicht über den konfessionellen Hader hinwegkommen kann, weil sie sich einbildet, daß, wenn erst die rechte Glaubensform in den Köpfen stecke, der Glaube selbst schon nachkommen werde, dann wird man in gemischten Gemeinden stets die Proselytenmacherei fürchten, und es werden auch in ungemischten Gemeinden eine Menge Eltern diese Art von Einfluß der Geistlichen auf ihre Kinder nicht erweitert sehen wollen. Und wenn anderer Seits die Schule Verstandesbildung und menschliches Wissen als ihre einzige oder höchste Aufgabe betrachtet, weil sie sich einbildet, daß,

wenn erst die Verstandesbildung ihre ganze formale Entwickelung erlangt habe, auch der rechte Glaube fix und fertig dastehen werde, dann wird sie gegen jeden Einfluß der Kirche, selbst gegen den heilsamsten und wünschenswerthesten, protestiren. Die Extreme berühren sich hier nicht in ihren Folgerungen, aber wohl in den Grundsätzen, von welchen sie ausgehen. Beide hoffen, aus der Form heraus den Inhalt zu produziren. Hätten sie recht, so müßten wir jetzt überreich an Glauben sein, denn wir ersticken bald in Formen.

Aber noch ein anderes, unsere Verkehrtheiten in das grellste Licht stellendes Zeichen unserer Zeit verdient hier erwähnt zu werden. Wer von den Einrichtungen, welche in den für die männliche Schuljugend bestimmten Unterrichtsanstalten bestehen, und von der Richtung, welche in ihnen vorherrscht, nicht das Mindeste wüßte, der dürfte, um sich zu überzeugen, in wie in hohem Grade das sittlich erziehende Prinzip bei uns in Vergessenheit und Mißachtung gerathen sein müsse, nur unsere Mädchenschulen nach ihrer vorherrschenden Richtung betrachten. Denn das wird doch jeder vernünftige Mensch zugeben, daß für das weibliche Geschlecht das Wissen, der Umfang der positiven Kenntnisse und die formale Ausbildung der Verstandes (welche wohl zu unterscheiden ist von einer Pflege des natürlichen Urtheils), von ungleich geringerer Bedeutung sei, als für das männliche Geschlecht, und daß, wenn irgendwo das erziehende Prinzip noch Anerkennung findet, es gewiß in den Mädchenschulen, Töchterschulen, Instituten, und wie diese weiblichen Bildungsanstalten alle heißen, entschieden vorherrschen müßte. Nun werfe man doch

einmal einen Blick in diese weiblichen Unterrichts- und sogenannten Erziehungs-Anstalten, in welchen die weibliche Jugend, oft massenweise in einzelne Klassen zusammengedrängt, ihre Bildung holt. Ist da nicht in der Regel fast Alles durchgängig auf dem gleichen Fuße eingerichtet, wie in den Knabenschulen, ausgenommen daß ein Theil der Zeit auf weibliche Handarbeiten verwendet wird? Vielleicht einzelne Ausnahmen abgerechnet, welche für das Ganze nichts beweisen, wird man überall finden, daß auch hier das Lehren und Lernen die wesentlichste Aufgabe ist, und daß das Wissen und Können das Höchste ist, wonach man strebt. Das liebe Publikum beurtheilt den Werth dieser Anstalten vorzugsweise nach dem, was darin gelernt wird, und fordert von Erziehung eigentlich nichts weiter, als daß die Mädchen sich manierlich aufführen, sich gut zu präsentiren wissen, keine albernen Antworten geben, die „kindische" Schüchternheit ablegen, und im Umgang sich auf eine gefällige Weise benehmen. Und so geht denn auch das höchste Streben dieser Anstalten dahin, die aufgeklärten Wünsche dieses so erleuchteten Publikums zu befriedigen. Man stellt Lehrer und Lehrerinnen an, keine Erzieher und Erzieherinnen, denn bei ihrer Wahl gibt die Rücksicht auf Kenntnisse und Lehrbefähigung den Ausschlag, wenn nur sonst gegen den Charakter nichts zu erinnern ist. Man sucht den Unterricht möglichst zu „vervollkommnen," d. h. man steigert ihn so hoch als möglich nach Inhalt und Form, und ohne ihm eine vorherrschend erziehende Richtung zu geben. Man vertheilt den Unterricht in jeder einzelnen Klasse unter mehrere Lehrer, und man schickt das mit Lehrstunden

überhäufte Mädchen am Abend mit einem gehörigen Vorrath von Schulaufgaben und mit der erziehenden Ermahnung „tenez-vous droite“ nach Hause, wo dann das beklagenswerthe, bereits vom vielen Sitzen und Lernen abgespannte Opfer unserer Thorheiten abermals sitzen, abermals lesen, schreiben und lernen muß, und dadurch noch obendrein dem erziehenden Einfluß der Mutter für ein paar weitere Stunden entzogen wird. Man wende doch ja nicht ein, daß in diesen Anstalten „nebenbei“ auch möglichst auf die sittliche Richtung der Zöglinge hingewirkt werde. Daran zweifelt ja Niemand, wohl aber wird, wer gewöhnt ist, den Dingen auf den Grund zu gehen, unter solchen Umständen auch von dem besten Willen der Lehrer keinen bleibenden Erfolg erwarten. Denn da, wo das Wissen und die äußere Haltung und der Eindruck, welchen man mit Beiden auf die Welt macht, so sichtbar als die Hauptsache vorangestellt wird, da ist ja schon vorweg der rechte Boden, auf welchem allein eine sittliche Erziehung gedeihen kann, vernichtet und die Jugend von Anfang an auf einen ganz falschen Standpunkt gestellt. Und man bedenke es wohl: Es ist das die Erziehung des *weiblichen* Geschlechts, welches berufen ist, an der *Erziehung der eigenen Kinder* einen so tief eingreifenden Antheil zu nehmen, dem kindlichen, so offenen und empfänglichen Gemüth die erste und so oft entscheidende Richtung zu geben! Es ist das die Erziehung des weiblichen Geschlechts, welches berufen ist, die *Seele der Familie* zu sein, wieder zu sammeln und nach Innen zu kehren, was die Außenwelt zerstreut und verflacht hat! Und wir wundern uns noch, daß das sittliche

Element bei der Jugend und in den Familien so furchtbar geschwächt ist? Wir wundern uns, daß keine religiöse Ueberzeugung mehr haften will in den inhaltsleeren Gemüthern, daß alles innere Leben immer mehr erstirbt, und daß an die Stelle eines unerschütterlichen Vertrauens auf Gott immer allgemeiner jene verzweifelnde Zerissenheit der Gemüther tritt, welche die Einen mit namenlosem Weltschmerz und mit krankhaften Zuckungen erfüllt, die Anderen einem immerwährenden Wechsel von betäubenden Vergnügungen entgegen treibt?

In neuerer Zeit wurde einmal in öffentlichen Blättern ganz ernsthaft der Vorschlag gemacht, für das weibliche Geschlecht eine Universität zu gründen. Warum auch nicht? Es wäre das offenbar nur die Ausfüllung einer Lücke in unserem bisherigen System. Wird der Gedanke den Anforderungen des Zeitgeistes entsprechend ausgeführt, so wird diese neue Universität aus zwei Fakultäten bestehen, von denen die eine das reine Denken vertritt, die andere die reine Sinnlichkeit.

---

7. Die Regierung.

Die erste Bedingung einer guten Regierung ist die, daß sie nicht im eigenen Namen und nach den Eingebungen ihrer eigenen Willkür zu regieren suche, sondern stets sich bewußt sei, daß sie im Dienste eines Höheren stehe, und daß sie verpflichtet sei, dem Willen dieses Höheren zuerst bei sich selbst, und dann ebenso bei allen Anderen Geltung zu verschaffen.

Hieraus ergibt sich von selbst, daß Diejenigen, welche nach den Gesetzen eines Landes (entweder in Folge ihrer Geburt, oder in Folge einer Wahl durch den Regenten oder durch andere Personen) zur Theilnahme an der Regierung berufen werden, gar nicht zur Ausübung eines Rechtes, sondern nur zur Ausübung einer Pflicht berufen sind, und daß deshalb die Frage, wie viele und welche Personen zur Ausübung dieser Pflicht berufen werden sollen, nur nach dem aus der Sache selbst hervorgehenden Bedürfniß entschieden werden darf, nicht aber nach den vermeintlichen Rechtsansprüchen, welche die Einzelnen hierauf geltend machen möchten.

Unsere modernen Verfassungen stehen auf einem entgegengesetzten Boden. Wer auf Grund dieser Verfassungen sich bei politischen Wahlen betheiligt, der übt ein Recht aus, und er übt es mit einer persönlichen Willkür aus, welche er am Regenten höchst tadelnswerth finden würde. Denn vom Regenten fordert er, daß derselbe seine persönlichen Ansichten und Wünsche dem Wohl des Staates zum Opfer bringe. Er selbst aber, der Wahlmann, läßt sich nur von seinem persönlichen Interesse, von seinen persönlichen Neigungen und Ansichten leiten, und er hat verfassungsmäßig das Recht dazu. Es ist daher auch sehr natürlich, daß die aus einem solchen Prinzip hervorgehenden Wahlen ihrem allgemeinen Charakter nach nicht die geringste Bürgschaft für eine gute Regierung darbieten können, und daß in der Regel nur solche Personen durch diese Wahlen gewählt werden, welche eine diesem Standpunkt entsprechende Stellung einzunehmen bereit sind. Was aber noch schlimmer ist, das ist der

Einfluß, welchen die Herrschaft dieses Grundsatzes auf die Gemüther ausübt. Denn es wird dadurch die Ansicht allgemein befestigt, daß der Einzelne nach freier Willkür bestimmen oder zu der Bestimmung beitragen dürfe, was auf Erden Recht und Gesetz sein solle, und das ist eben der Standpunkt der Anarchie.

Der Absolutismus, selbst der von den besten Absichten geleitete, welcher nur dem göttlichen Willen auf Erden Geltung zu verschaffen suchen würde, ist unfähig zu einer guten Regierung, weil der absolute Monarch nicht überall sein, nicht überall die Verhältnisse und die Personen richtig überblicken kann, und weil er daher in der unendlichen Mehrzahl der Fälle seine Macht auf Personen übertragen muß, deren Werth er nicht kennt. Das ist aber doppelt gefährlich in einer Zeit, wo die Zahl der Personen, welche von einer tiefen Ehrfurcht vor dem göttlichen Willen erfüllt sind, ziemlich klein zu werden anfängt. Eine Regierung, welche aufrichtig wünscht, nicht nach eigener Willkür, sondern im Sinne des göttlichen Willens zu regieren, bedarf daher, um hier nur Eines zu erwähnen, in jeder Gemeinde, je nach der Größe derselben, die Mitwirkung einer größeren oder kleineren Anzahl von Männern, deren Rath und Ausspruch über örtliche und persönliche Verhältnisse sie mit vollem Vertrauen benützen kann. Diese Personen ausschließlich nach dem Census zu wählen, ist aber ebenso verfänglich, als sie aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgehen zu lassen, denn es kömmt dabei Alles auf die Reinheit der Gesinnung und des Charakters an, und diese richtet sich nicht nach dem Census. Wer ernstlich beabsichtigt, diese Autorität

nur in die Hände würdiger Männer zu legen, der wird diese Männer stets nur unter den älteren Personen wählen, und zwar schon aus dem einfachen Grunde, weil zur Beurtheilung des sittlichen Werthes des Menschen nur die Erfahrung befähigt, zu einer solchen Erfahrung aber der Ueberblick über eine lange Reihe von Jahren erforderlich ist. Männer, welche das fünzigste Jahr überschritten haben, sind unendlich leichter nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen, als solche, welche um zwanzig oder dreißig Jahre jünger sind. Wer aber z. B. den Vorschlag machen würde, daß vor dem fünfzigsten Jahre Niemand das Recht haben solle, seine Stimme als Wahlmann bei der Wahl der Gemeindebehörden, der Geschworenen und der Deputirten abzugeben, und daß sogar nicht einmal die Fünfziger ohne Unterschied dieses Recht haben sollten, sondern nur ein aus ihrer Mitte mit möglichster Umsicht gewählter Gemeinderath, der würde einen allgemeinen Sturm der souveränsten Entrüstung erregen, weil wir die Ansicht nicht los werden können, daß es sich bei solchen Wahlen und überhaupt bei dem Einfluß auf die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten um die Ausübung persönlicher Rechte handle.

Nicht darin besteht das Wesen einer guten Regierung, daß dieselbe in allen ihren einzelnen Handlungen dem göttlichen Willen sowohl durch die Erkenntniß als durch die Ausführung nahe komme, sondern darin, daß sie jederzeit nach diesem Ziele redlich strebe. Denn schon durch dieses Streben trägt sie, so viel an ihr ist, zur Erhaltung jener Ehrfurcht vor einem heiligen göttlichen Willen bei, auf welcher das Bestehen der Staaten beruht. Die mensch-

liche Unvollkommenheit wird stets für Irrthümer und Mißgriffe aller Art zugänglich bleiben, auch bei den redlichsten Absichten und bei jeder Regierungsform. Diejenigen, bei welchen der Glaube an eine über dem Menschengeschlecht wachende göttliche Weisheit noch nicht erstorben ist, werden auch zuverlässig von dem Menschen nicht das Unmögliche fordern, nicht verlangen, daß er Vollkommenes leiste. Sie werden vielmehr, sobald sie nur den redlichen Willen sehen, das Mögliche zu thun, die menschliche Unvollkommenheit mit mildem Urtheil ertragen, und den Erfolg mit Vertrauen Gott anheimstellen.

Die einzige äußere Bürgschaft für eine den sittlichen Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft entsprechende Leitung des Staates liegt in der rechten Wahl und in der rechten Verwendung der Personen, welchen der Staat irgend ein öffentliches Amt überträgt. Aber in dieser Richtung sucht unsere moderne Staatsweisheit das Heil nicht. Ihr liegt das Heil vielmehr in der Vollkommenheit der von dem menschlichen Verstande zu erdenkenden Verfassungen, Gesetze und Einrichtungen, und sie gibt sich dieser theoretischen Aufgabe mit einer so fieberhaften Thätigkeit hin, daß ihre besten Kräfte dadurch aufgerieben werden und sie vor lauter formalen Verbesserungen gar keine Zeit mehr zu demjenigen findet, was ihre Hauptaufgabe sein müßte, nämlich zu einer umsichtigeren Wahl und Beobachtung der im Staatsdienste verwendeten Personen.

Und wie diese ministerielle Staatsweisheit ihre eigene Aufgabe nur in den von ihr zu erdenkenden Formen sieht, so kann sie auch für die unter ihrer Leitung thätigen

Beamten keine andere Aufgabe begreifen und anerkennen, als die buchstäbliche Vollziehung der von ihr unter so vielen Schmerzen und Wehen zur Welt gebrachten Vorschriften und Instruktionen. Wer aber auf diesem Standpunkte steht, der kann Männer von lebendiger sittlicher Ueberzeugung gar nicht gebrauchen, er bedarf intelligente Maschinen, welche blind nach den ihnen vorgeschriebenen Formen operiren. Man hat täglich die Erfahrung vor Augen, daß in allen Zweigen des Staatsdienstes durch dieses papierene Regiment bei den ausübenden Beamten, bei Denjenigen, welche mit dem Volke verkehren, bei Allen, welche ins Leben eingreifen und auf die Leute in einem heilsamen Sinne einwirken sollen, also gerade da, wo das Leben am nöthigsten wäre, alles Leben erstarrt und einem indifferenten Formalismus Platz macht, mit welchem man unmöglich Einfluß, einen sittlich ermuthigenden und für die Regierung gewinnenden Einfluß ausüben kann. Eine andere Art der Bildung als die unsrige, eine sittliche Bildung, würde wohl den umgekehrten Weg einschlagen, sie würde die Persönlichkeiten mit sorgfältiger Umsicht auswählen und also da, wo man sittliche Erfolge will, solche Persönlichkeiten wählen, von welchen sittliche Erfolge zu erwarten sind, — an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Sie würde ferner diese mit ihrem Vertrauen bekleideten Beamten zwar durch häufiges persönliches Nachsehen an Ort und Stelle in ihrem Wirken und in ihren Früchten beobachten, denselben aber, unter der Bedingung voller Verantwortlichkeit für den Geist ihrer Wirksamkeit, möglichst freie Hand lassen in Bezug auf die Form. Und gleichzeitig würde diese andere Art von Bildung den Beamten

noch eine andere Bedingung gewähren, ohne welche die Ausübung eines sittlichen Einflusses gar nicht zur rechten Entwickelung gelangen kann: Sie würde von dem Grundsatz ausgehen, daß jeder Beamte in dem ihm angewiesenen Kreise möglichst lange bleiben solle. Denn der Einfluß einer sittlichen Persönlichkeit wächst von Jahr zu Jahr in steigender Progression. Sind diese Beamten die rechten Leute nicht, so werden sie durchs Versetzen nicht besser. Wohl aber kann sogar ein Mann von schwächerem Charakter, wenn er voraus weiß, daß er eine lange Reihe von Jahren in dem gleichen Wirkungskreise bleiben werde, in dieser Aussicht einen Sporn finden, um Gutes zu wirken, weil er die Früchte wird um sich her reifen sehen, die er gesäet hat, während er bei einem System, welches die Beamten, um sie zu gewandten Geschäftsleuten zu machen, umhertreibt wie die Figuren eines Schachbretts, stets den Trost hat, daß eine sichere Beurtheilung seiner Wirksamkeit nach dem Erfolge kaum möglich sein wird. Wir aber machen es in beiden Beziehungen anders. Je schwieriger die Verhältnisse werden, um so mehr vervielfältigen wir die Instruktionen und Vorschriften, an welche die ausübenden Beamten gebunden sind. Und wenn wir eines schönen Morgens die Entdeckung machen, daß in Folge unserer superklugen Einrichtungen eine tiefe Kluft die Regierenden von den Regierten trennt, und daß das Räderwerk der Staatsmaschine aus diesem Grunde nicht mehr einzugreifen vermag, so geben wir bald den Gesetzen und Verordnungen die Schuld und suchen durch bessere Gesetze oder durch Instruktionen, welche die Abhängigkeit der Beamten noch mehr steigern, dem Uebelstande abzuhelfen, bald geben wir

den Personen die Schuld und versetzen dieselben weit weg an eine andere Stelle, wo sie den Leuten und diese ihnen ganz unbekannt sind, und wo sie also die erste Bedingung zur Ausübung eines sittlichen Einflusses, das persönliche Vertrauen und die Kenntniß der Personen, sich erst von Neuem allmälig wieder erwerben müssen.

So durchdringt die Ueberschätzung der Form und der Quelle, aus welcher diese Form entstammt, des menschlichen Verstandes, alle unsere Bestrebungen und Einrichtungen. Wie der Philosoph durch die Kraft des Begriffes eine neue Grundlage für unsere staatlichen, gesellschaftlichen und Glaubenszustände erfinden möchte; wie der Kirchenmann durch die Kraft der kirchlichen Bekenntnißform den erlöschenden Glauben neu zu beleben sucht; wie der Schulmann durch die Kraft der wissenschaflichen Bildung die Erziehung zu fördern vermeint; ebenso sucht der Staatsmann durch die Kraft gesetzlicher Formen den auseinander brechenden Staat zusammenzuhalten. Aber während alle diese Träger unserer modernen Bildung sich wie Verzweifelnde an die Formen anklammern, lichten sich von Jahr zu Jahr immer mehr die Reihen Derjenigen, in welchen sich aus dem Segen einer früheren Zeit durch die stillwirkende Kraft der erziehenden Ueberlieferung noch ein gesunder Kern von sittlichen Ueberzeugungen erhalten hatte, und durch deren Hülfe allein der Staat hätte erhalten werden können.

Schluß.

Wenn es gegenwärtig noch einen Gedanken gibt, in welchem Alle übereinstimmen, so ist es der, daß unsere jetzigen Zustände auf die Dauer ganz unhaltbar sind und daß es für Niemand eine Wohlthat wäre, wenn sie lange fortdauerten. „Es muß anders werden," das ist die Ueberzeugung aller Parteien. Und es wird anders werden, so gewiß, als auf den Winter ein Frühling folgt. Daß wir zu etwas Besserem geboren und fähig sind, als zu einem erbärmlichen Streit um Formen, und zu einem das Herz austrocknenden Egoismus, das zeigt uns die Geschichte, indem sie uns lehrt, daß wir etwas Besseres waren. Und das sagt uns auch unser eigenes Herz. Wir fühlen, daß uns Etwas fehlt, ohne dessen Besitz alles Andere werthlos ist. Vielleicht ist dieses Gefühl zur Zeit noch nicht allgemein genug oder nicht lebendig genug, um schon in der nächsten Zukunft die rechten Früchte tragen zu können. Aber wir nähern uns jedenfalls mit starken Schritten dem Zeitpunkt, wo die Hülfe am nächsten ist, weil — die Noth am größten ist. Das so lange schon in seiner wahren Natur verkannte, in seinen heiligsten Rechten mißachtete sittliche Bewußtsein, welches seit Anbeginn der Welt so oft schon unter den verschiedensten Verhältnissen und auch bei dem geringsten Grade von Bildung den Menschen zum Glück befähigte und sogar den meist so rohen und kindischen Vorstellungen heidnischer Religionen die Kraft verlieh, Ehrfurcht vor Gott zu erzeugen, Staaten zu gründen und eine gesittete Geselligkeit zu erhalten, diese sittliche Anlage des Menschen

erstirbt nie vollständig in der menschlichen Brust aus Mangel an Pflege, sie schlummert nur, und sie wird wieder geweckt, sobald die Folgen ihrer Mißachtung empfindlich genug hervortreten. Diese sittliche Reaktion wird eintreten für das Ganze, wie sie eintritt für die Einzelnen, sobald wir dafür reif sind, nicht früher und nicht später. Zu berechnen, wann dieselbe eintreten werde und in welche Formen sich das wiedererwachte Bewußtsein unserer höheren Natur in der Folge kleiden werde, das liegt eben so wenig in menschlicher Macht, als den Eintritt dieser sittlichen Reaktion zu verzögern oder zu beschleunigen. Die Thorheit eines solchen Versuchs wollen wir Denjenigen überlassen, die da glauben, der Zukunft ihre Bahnen anweisen zu können, weil sie die Vergangenheit in System gebracht haben; wir wollen sie Denjenigen überlassen, welche sich berufen glauben, durch die Kraft ihres souveränen Willens „Weltgeschichte zu machen."

So lange aber dieser Umschwung in den Gemüthern, welchen wir durch Maßregeln von Oben nicht bewirken können, nicht erfolgt ist, und so lange daher der Glaube an die Allgegenwart eines heiligen Gottes die Gemüther nicht allgemeiner und lebendiger als jetzt erfüllt, so lange werden wir vergeblich suchen, eine dauernde und befriedigende Grundlage für unsere politischen, gesellschaftlichen und Glaubenszustände zu gewinnen. Vielmehr kann bis dahin unsere ganze Aufgabe nur eine auf die augenblicklichen Verhältnisse berechnete und daher auch in ihren Mitteln nach Ort und Zeit sehr wandelbare sein, sie kann nur darin bestehen, den Staat und die Gesellschaft gegen die furchtbaren Gefahren, von denen

sie bedroht sind, so gut als möglich und so lange als möglich zu schützen, in der Hoffnung, daß mittlerweile jener Umschwung der Gemüther zum Bessern, welcher nicht ausbleiben kann, deutlicher hervortreten, sich in weiteren Kreisen Bahn brechen, und der Sache der Ordnung neue Kräfte zuführen werde. Aber selbst zur Lösung dieser bescheideneren Aufgabe gibt es durchaus kein anderes Mittel, als die rechte Verwendung der auch jetzt noch unter uns vorhandenen sittlichen Kräfte. Denn gleichwie man den Teufel nicht durch Beelzebub austreibt, ebenso werden wir nimmermehr die Anarchie mit Erfolg bekämpfen durch die Kraft des souveränen Verstandes und durch eine die Form vergötternde Gesinnungslosigkeit.

Ihr klaget jetzt nicht selten über die Lauheit der Konservativen, welche die Hände in den Schooß legen, statt an der Erhaltung des Staates mit Hingebung mitzuwirken. An dieser Lauheit mag allerdings oft genug der Mangel an der rechten Gesinnung schuld sein. Aber eben so oft kömmt diese Unthätigkeit wohl nur daher, weil euer Aufruf gar nicht an die rechte Gesinnung gerichtet ist, sondern an eine sittlich indifferente Kraft, welche ihr zum Dienste einer sittlich indifferenten Form aufbieten wollt. Da ist es dann kein Wunder, wenn die sittliche Ueberzeugung sich mit Gleichgültigkeit abwendet, eingedenk der Vorschrift: „Lasset die Todten ihre Todten begraben!“

Verzeichniß der Werke des † Prof. Dr. J. T. v. Beck und der von demselben in seinen Vorlesungen empfohlenen Schriften

vorräthig in der L. Fr. Fues'schen Sortiments-Buchhandlung (Franz Fues) in Tübingen.

Bildniß des

Professor Dr. J. T. v. Beck

gezeichnet und lithographirt von Prof. W. Graupenstein in Hamburg.

Mit dem Facsimile: „Werdet Schüler und Nachfolger der göttlichen Einfalt — das ist mein Vermächtniß."

	M. Pf.
Bildgröße mit weißem Rand 47/62 Ctm.	3. —

Dieses Bild wird besonders von allen Denjenigen mit Freuden begrüßt werden, welche dem verehrten Lehrer in seinen letzten Jahren näher gestanden haben.

Worte der Erinnerung an Dr. Joh. Tobias Beck, Professor der Theologie und ersten Frühprediger in Tübingen. — 50

Inhalt: I. Reden am Grabe.

1. Von Helfer Elsäßer.
2. Von Prof. Dr. C. v. Weizsäcker.
3. Von einem älteren Schüler aus Baden.
4. Von Pfarrer W. Arnold, Vorsteher der ev. Predigerschule in Basel.
5. Von Lic. Dr. Bernh. Riggenbach, Pfarrer in Baselland.

II. Lebensabriß des Entschlafenen.

Johann Tobias Beck. Ein Lebensbild von Bernhard Riggenbach, Pfarrer in Arisdorf (Schweiz). ca. 20 Bogn. 4. —
(Erscheint demnächst bei Franz Fues in Tübingen.)

Ebrard, Dr. Aug., Sola! Wissenschaftliche Beleuchtung von Dr. J. T. Becks Rechtfertigungslehre. In Briefen. 1871. 1. —

Liebetrut, Dr. J. T. Beck und seine Stellung zur Kirche, insonderheit zu derjenigen seines Bekenntnisses.
Nr. 1. 1857. 1. —
Nr. 2. aus Veranlassung von Dr. Beck's IV. Sammlung christlicher Reden beleuchtet. 1858. 2. 50

	M.	Pf.
Auberlen, Carl Aug., der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis in ihrem gegenwärtig. Verhältniß betrachtet und in ihren Hauptquellen erläutert. Mit ein. Beilage von M. Fr. Roos. 2. Aufl. 1857.	5.	—
— das Geheimniß Gottes in Christo. Zehn Predigten. 1855.	1.	60
Beck, Prof. Dr. J. T., Versuch einer pneumat.-hermeneut. Entwicklung des 9. Kap. im Briefe an die Römer. Nebst einem Anhang. 1833.	2.	—
— christliche Reden. 1. Bd. 1. Heft. 1834.		
— über die wissenschaftliche Behandlung der christl. Lehre. Eine akadem. Antrittsrede, gehalten zu Basel den 7. Nov. 1836. (1. Abdr. 1837. 2. Abdr. 1865). Neue (Titel) Ausg. 1878.	—	40
— Einleitung in das System der christl. Lehre, oder propädeutische Entwicklung d. christl. Lehrwissenschaft. Ein Versuch (1. Aufl. 1838). 2. verm. Aufl. 1870.	3.	60
— die Geburt des christl. Lebens, sein Wesen u. sein Gesetz. Ein Bruchstück aus d. christl. Sittenlehre, zur Erinnerung für seine Zuhörer u. Freunde hrsg. 1840.	1.	20
— die christl. Lehrwissenschaft nach den bibl. Urkunden. Ein Versuch. 1. Theil. Die Logik d. christl. Lehre. (1. Aufl. 1841.) 2. Aufl. 1875.	8.	—
— christl. Reden zur Erbauung auf alle Sonn- u. Festtage d. ganzen Jahres. 2 Bde. 1836—1838. (bilden zusammen die nachherige 1. Sammlung.) 1. Samml. 2. Aufl. 1858.	4.	20
— die christl. Menschen-Liebe, das Wort u. die Gemeinde Christi. 2. Stück aus der christl. Sittenlehre. 1842. (Forts. von „Geburt des christl. Lebens")	2.	—
— neue Folge christlicher Reden. (1. Aufl. 1842.) 2. Aufl. unter dem Titel „christl. Reden. 2. Sammlung nebst Casualreden." 1867.	2.	60
— Umriß d. bibl. Seelenlehre. Ein Versuch. (1. Aufl. 1843. 2. verm. u. verb. Aufl. 1862.) 3. verm. u. verb. Aufl. 1871.	2.	20
— über das Verhältniß des Christenthums zum Zeitleben.		

	M. Pf.
Akademische Antritts-Rede gehalten zu Tübingen den 11. Mai 1843.	— 50
Beck, christl. Reden. 3. Sammlung. (1. Aufl. 1847.) 2. mit Sachregister u. Verzeichniß einiger außer den Texten selbst erklärter Bibelstellen verm. Ausgabe. 1862.	4. 80
— die alte Wahrheit für die neue Zeit. Predigt am Sonntag Lätare 1848. Gehalten zu Tübingen. 1848.	— 30
— christl. Reden. 4. Sammlung. (1. Aufl. 1856—1857.) **2. Aufl. 1879.**	6. 50
☞ Erschien soeben in vier Lieferungen zum Subscriptionspreis von	6. —
— Gedanken aus u. nach der Schrift für christl. Leben u. geistliches Amt. (1. Aufl. IV u. 96 S. 1859. 2. verm. Aufl. 1868. Neue Ausgabe IV u. 200 S. 1872 (enthält auch die 1868 erschienene Neue Folge.)) 3. verm. Aufl. 1876. VII u. 205 S.	2. 70
— Dasselbe. Neue Folge (104 S. 1. Aufl. 1868.) 2. Aufl. enthalten in der 3. Aufl. der „Gedanken" 2c. 1876.	
— — Neue Folge. (III u. 164 S.) 1878.	2. 40
— christl. Reden. 5. Sammlung. 1.—4. Heft (1. Aufl. 1857—1860.) 2. Aufl. mit einem Sachregister u. Verz. etlicher erklärten Bibelstellen. 2 Bde. 1871.	5. 25
— der neue u. d. alte Christus. Predigt am Palmsonntag 1864.	— 20
— het geloof aan den Vader, Zoon en heiligen Geest. Leerrede over Mattheüs 28, 18—20. 1864.	— 40
— Leitfaden der christl. Glaubenslehre für Kirche, Schule u. Haus. 2 Abthlgn. (1. Aufl. 1862.) 2. verb. Aufl. 1869.	6. —
— christl. Reden. 6. Sammlung. 1.—3. Heft. 1864—1866. 4. Heft. 1870.	4. 50
— zur Stärkung des Glaubens. Luc. 18, 8. Offenb. 14, 12. 5 Reden (aus d. 6. Sammlung besonders abgedruckt). 1865.	— 80
— Kirche u. Staat u. ihr Verhältniß zu einander. Nach den Vorlesungen des Verf. u. mit dessen Ermächtigung hrsg. von Jul. Lindenmeyer. (1. Aufl. 1870.) Neue (Titel) Ausgabe. 1878.	1. —
— die christliche Liebeslehre. Fortsetzung des „Leitfaden	

	M. Pf.
der christl. Glaubenslehre." 1. u. 2. Abth. 1872 u. 1874.	
Abth. 1. 1) Die Geburt des christl. Lebens, sein Wesen u. sein Gesetz.	
2) Die christl. Menschenliebe, das Wort u. die Gemeinde Christi. 1872.	3. 60
Abth. 2. Die Lehre von den Sakramenten. 1874.	3. 80
Beck, Worte zur Eröffnung seiner Vorlesung über christliche Ethik. 1874.	— 10
— Ansprache bei Eröffnung der Vorlesungen über christl. Glaubenslehre am 22. Oktober 1875.	— 15
Bengel, J. A., gnomon Novi Testamenti. ed. III. 1860. Geb.	8. 80
— Schatzkästlein zur Führung des geistl. Amts. Deutsch mitgetheilt von C. F. Werner. Mit ein. Vorrede von Alb. Knapp. 1860.	1. 20
— 60 erbaul. Reden üb. d. Offenbarung Johannis. Hlbfrzbd.	4. 20
— J. A. Bengels Leben und Wirken, meist nach handschriftl. Materialien bearb. von J. Ch. Burk. Mit Bengels Bildniß. 1732.	6. —
— J. A. Bengel. Lebensabriß, Character, Briefe und Aussprüche. Nebst ein. Anhang aus seinen Predigten und Erbauungsstunden. Mittheilungen dargestellt von Osc. Wächter. 1865.	7. —
Bildung, unsere moderne, im Bunde mit der Anarchie. 2. Aufl. 1879.	1. 50
Collenbusch's, Doctor, Tagebuch. 1877.	1. —
Diemer, eines christl. Veteranen neues Zeugniß von der Nachfolge Christi. 2. Aufl. 1874.	2. 40
Egloffstein-Arklitten, C. Graf v., ein Blick aus Gottes Wort auf die gegenwärtige ernste Zeit u. ihre ernsten Zeichen. 1876.	— 60
— das Bekenntniß der Kirche. 1877.	— 50
Einfluß, unbewußter. 1856.	— 50
Folgerungen, die letzten, aus den Zeitansichten u. den heutigen Zuständen. Vermächtniß ein. Civilisirten. 1875.	2. —

	M. Pf.
Funcke, O., christl. Fragezeichen, oder: wie man in schwierigen Fragen u. Entscheidungen des Lebens erfahren könne, welches der Wille Gottes sei. 1874. 5. Aufl. Eleg. Lwdbd. m. G.	3. —
Gessert, das evangel. Pfarramt in Luthers Ansicht. 1826.	3. —
Grunwald, Sprüche christl. Weisheit aus alter u. neuer Zeit. Cart. m. G.	1. 20
Hahn, Ph. M., Erbauungsstunden üb. d. Brief an die Epheser. Herausg. v. Ph. W. Paulus. 1845.	1. 20
Hasenkamp, J. G., v. Wegräumung der Hindernisse der christl. Rechtschaffenheit. 2. Aufl. 1876.	— 25
Hauswesen, d. christl., gegenüber seinen Verunstaltungen durch den Zeitgeist. 1854.	— 75
Herder, zur Religion u. Theologie. 4 Lwdbde.	9. 50
Heß, J. J., Kern der Lehre vom Reiche Gottes. 2. Aufl. 1826.	3. —
— Briefe üb. d. Offenbarung Johannes. Herausg. von einem Freund. 1844.	1. 50
Hodenberg, die alternde Menschheit. 1854.	2. —
Hollensteiner, der Bau des Reiches Gottes nach den Sprüchen und Gleichnissen Jesu vom Reich Gottes. 1873.	2. 40
Kalender, ein hundertjähriger. Auszüge aus einer theolog. Zeitschrift des vorigen Jahrhunderts. Hrsg. v. Dr. Riggenbach. 1878.	— 40
Kemmler, G., die Offenbarung Jesu Christi an Johannes. Aus Schrift, Geschichte u. Gegenwart für die Gemeinde dargestellt. Neue, wohlfeile Ausg. 1872.	3. —
— die Berechtigung der Todesstrafe. Mit besond. Berücksichtigung der Schrift des Prälaten v. Mehring, „die Frage von der Todesstrafe". 1868.	1. —
Kierkegaard, Sören, zur Selbstprüfung d. Gegenwart empfohlen. Nach der 3. Aufl. des Orig. aus dem Dän. übers. u. m. einer Characteristik des Verf. versehen von Chr. Hansen. 2. Aufl. 1869. Eleg. Lwdbd.	1. 70

	M. Pf.
Kierkegaard, Christenthum und Kirche. „Die Gegenwart". Ein ernstes Wort an unsere Zeit, insbes. an die evangel. Geistlichkeit. Aus d. Dän. 2. Ausg. 1864.	3. —
— die Lilien auf dem Felde u. die Vögel unter dem Himmel. Drei fromme Reden — Hoherpriester — Zöllner — Sünderin. Drei Beichtreden. Zusammengestellt v. A. Bärthold. 1877.	1. 20
Bärthold, Alb., Sören Kierkegaard. Eine Verfasser-Existenz eigner Art. Aus seinen Mittheilungen zusammengestellt. 1873.	1. 60
— aus u. über Sören Kierkegaard. Früchte und Blätter. 1874.	1. 50
— Noten zu Sören Kierkegaard's Lebensgeschichte. 1876.	2. —
— Lessing u. die objective Wahrheit aus Sören Kierkegaards Schriften zusammengestellt. 1877.	1. 50
Koch, A., das tausendjährige Reich. Wider die Gegner des schriftgemäßen Chiliasmus. 1872.	2. —
— die Vorzeichen der Wiederkunft Christi nach Matth. 24, 1—36. Vortrag. 1870.	— 50
— das tausendjährige Reich (nach Offenbarung 20, 1—6). Vortrag. 1875.	— 60
Köppen, D. J., die Bibel, ein Werk der göttl. Weisheit. 2 Bde. 3. Aufl. herausg. v. J. G. Scheibel. 1837.	7. 20
In schweren Leiden. Ein Anwalt der an Leib u. Seele Kranken von einem in Leiden Erfahrenen. 1869.	— 40
Lindenmeyer, J., christliche Glaubenslehre zum Selbstunterricht u. für Schulen. Nach dem Leitfaden Dr. J. T. Beck's in freiem Auszuge bearbeitet. 1871.	— 60
— Geschichte Jesu nach der heil. Schrift. 2 Bde. 1876. à	3. —
— das göttliche Reich als Weltreich. Nach der hl. Schrift. Neue Ausg. 1876.	2. 40
Der Geist aus Luthers Schriften, oder Concordanz der Ansichten und Urtheile des großen Reformators über	

	M. Pf.
d. wichtigsten Gegenstände des Glaubens, d. Wissensch. u. d. Lebens. Herausg. v. Lomler &c. u. Zimmermann. 4 Bde. 1827—31.	8. —
Menken, G., christliche Homilien. 1858.	3. —
— Schriften. Vollständige Ausg. 7 Bde. 1858.	15 —
— über Glück u. Sieg der Gottlosen. Eine polit. Flugschrift. Neu herausg. v. K. Göbel. 1849.	— 25
Moser, F. Ch., Freiherr von, vertraute Briefe über d. wicht. Grundsätze u. auserlesenen Materien des protest. geistl. Rechts. (1. Aufl. 1761.) 4. Aufl. 1861.	1. 50
Nervenheilmethode ohne Arznei. Für Kranke u. Gesunde. 2. Aufl. 1867.	— 90
Ötinger, Beihülfe zum reinern Schrift-Verstand. 1839.	— 85
— kurze u. leichte Herzens-Theologie, bestehend in dem Geheimniß Gottes des Vaters u. Christi. 1839.	— 85
— biblisches Wörterbuch. Neu herausg. u. mit den nothwend. Erläuterungen, sowie mit einem Register üb. d. wichtigsten Materien versehen v. Jul. Hamberger. 1849.	3. —
Quellwasser für das deutsche Volk. 2 Bdchn. 1864. 1865. à	1. 20
Ramsauer, J., kurze Skizze mein. pädagog. Lebens. Mit besond. Berücksichtigung auf Pästalozzi u. seine Anstalten. (1. Aufl. 1838.) 2. Aufl. 1879.	2. —
Recht, göttliches, u. der Menschen Satzung. Durch einen Freund des vaterländischen Rechts. 1839.	1. 60
Rieger, Geo. Konr., 34 auserlesene Hochzeitpredigten. 2. Aufl. 1864.	1. 50
— auserlesene Passions-Predigten über die harmon. Geschichte von dem bittern Leiden und Sterben Jesu Christi. 1866.	2. 70
— — vierunddreißig auserlesene Leichen-Predigten. 2. Aufl. 1870.	1. 80
— Carl Heinr., Betrachtungen über das neue Testament, zum Wachsthum in der Gnade u. Erkenntniß unseres Herrn u. Heilandes Jesu Christi. Nach seinem Tode	

M. Pf.

hrsg. 4 Thle. 5. Aufl. Mit einem Lebens-Abrisse d. Verf. 1875. 9. —

Rieger's, Carl Heinr., Lebens-Abriß. (Aus dessen Neuem Testament.) 5. Aufl. 1875. — 20

Roos, Magn. Friedr., sämmtliche Auslegungsschriften mit Übersetzung und Ergänzungen hrsg. v. K. Ehmann.
1. Thl. Kurze Erklärung der zwei Briefe des Apostels Petrus u. des Briefs des Apostels Judas. 1864. — 70
2. Thl. Der Brief Jacobi u. die drei Briefe Johannis. — 60

— Auslegung des Briefs an die Römer. Neue Ausg. 1860. — 85

— Grundzüge der Seelen-Lehre aus heil. Schrift. Nach dem Latein. 1857. 2. 25

— Beweis, daß die ganze Bibel von Gott eingegeben u. die darauf gegründete Religion wahr sei. 2. Ausg. 1867. 1. 80

— kurzer Entwurf u. Beweis der nöthigsten Lehren des Evangeliums für diejenigen, welche sich zur gegenwärtigen Zeit nicht mit mancherlei u. fremden Lehren umtreiben lassen wollen. Aufs neue herausg. 1867. — 30

— Kreuzschule, oder Anweisung zu einem christlichen Verhalten unter dem Leiden, m. ein. Anhang von Gebeten für besondere Fälle. 7. Aufl. 1875. — 90

— Einleitung in d. biblisch. Geschichten d. Alten Testaments m. besond. Hinweisung auf die Fußtapfen d. Glaubens Abrahams in d. Lebensbeschreibungen der Patriarchen u. Propheten. Neue Ausg. mit 3 Beilagen. 1876. 6. —

— christl. Glaubenslehre für diejenigen, welche sich nicht mit mancherlei u. fremden Lehren umtreiben lassen wollen; Vorwort von Prof. Dr. Beck; mit Wort- Sach- u. Bibelstellen-Register u. 3 Anhgn. 3. Aufl. 1860. 1. —

— christliche Gedanken von der Verschiedenheit u. Einigkeit der Kinder Gottes. Neue Aufl. — 35

— die Lehre u. Lebensgeschichte Jesu Christi, des Sohnes Gottes, nach den 4 Evangelisten entworfen. 2 Thle. 2. Aufl. 1847—48. 8. 40

	M. Pf.
Roos, M. Fr., K. F. Hartmann u. J. A. Bengel, Worte für unsere Zeit. 1875.	— 30
Roth, K. L., Gymnasialpädagogik. 2. Aufl. 1874.	5. 60
Sailer, J. M., kurzgefaßte Erinnerungen an junge Prediger, mit einigen Erläuterungen. 1814.	1. 20
— Vernunftlehre für Menschen wie sie sind, das ist: Anleitung zur Erkenntniß u. Liebe der Wahrheit. 3 Bde. 3. Aufl. 1830.	6. —
— Glückseligkeitslehre aus Gründen der Vernunft, mit steter Hinsicht auf die Urkunden des Christenthums, od. christl. Moralphilosophie. 2 Bde. 3. Aufl. 1830.	6. —
— über Erziehung für Erzieher, oder Pädagogik. 2 Bde. Neue Aufl. 1831. (6 M.)	2. 50
Spener, Ph. J., deutsche u. latein. theolog. Bedenken. In einer zeitgemäßen Auswahl hrsg. v. F. A. E. Hennicke. 1838.	4. —
— pia desideria, od. herzl. Verlangen nach gottgefäll. Besserung d. wahren evangel. Kirche, nebst einigen dahin abzweck. christl. Vorschlägen. Aufs neue herausg. 1841.	1. 60
Steinhofer, M. Fr. Chr., christliche Reden über den Gnadenstand der Glaubigen nach den Zeugnissen des Briefs Pauli an die Römer. 1871.	— 60
— die Haushaltung des dreieinigen Gottes in seinen innern Verhältnissen u. besondere Wirkungen zum Heil der Menschen. In einer Sammlung Predigten u. Reden.	1. —
— Christologie oder die Lehre von Jesu Christo, dem Sohne Gottes. 2. Aufl. geb.	1. 40
— der erste Brief Johannis, erbaulich erklärt, nebst kurzen Mittheilungen aus Steinhofers Leben.	1. 70
— tägliche Nahrung des Glaubens aus der Erkenntniß Jesu, nach den wichtigsten Zeugnissen der Epistel an die Hebräer. geb.	2. 40
— die dreißigjährige Stille unsers Herrn u. Heilandes auf Erden. Cart.	— 50

	M.	Pf.
Stier, Rud., die Reden der Apostel, nach Ordnung u. Zusammenhang für gläubiges Verständniß ausgelegt. 2 Thle. 2. Aufl. 1861.	8.	—
Thilo, C. A., die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien beleuchtet. 1851.	4.	50
Tröstungen u. Rathschläge aus der Erfahrung. Auszug aus dem Tagebuch eines Betrübten. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Beck. 6. Aufl. 1877.	—	50
Wagner, C. F., schriftmäßige Bedenken über Verhandlungen des 9. Kirchentags btr. die Heiden- u. innere Mission. 1858.	—	40
Wörner, E., die Grundwahrheiten des biblischen Christenthums. 2. erweiterte Ausg. 1873.	3.	—
— der Erstling der Entschlafenen. Auslegung der Schriftstelle 1. Cor. 15, 20—28. Ein Beitrag zum Schriftverständniß auch für Ungelehrte. 1864.	—	50
— der Weg der Christus-Erkenntniß. 1865.	—	30
— das Verhältniß des Geistes zum Sohne Gottes aus dem Johannes-Evangelium dargestellt. 1862.	1.	20
— der Brief St. Pauli an die Hebräer ausgelegt. 1876.	3.	—
Zeller, Ch. H., Lehren der Erfahrung für christliche Land- u. Armen-Schullehrer. 2 Bde. 4. Aufl. 1865.	2.	20